

Jakob Haringer.

Eine psychopathologische Untersuchung über die Lyrik.

Mit Hinweisen auf *Hermann Hesse* und *Max Herrmann*.

Von

Robert Flinker-Cernauti.

(Eingegangen am 16. September 1937.)

Einleitung.

Eine psychopathologische Studie über Jakob Haringer begegnet außer den Schwierigkeiten, die einer solchen Untersuchung immer entgegenstehen, noch einer Reihe anderer: Eine gründliche Biographie des Dichters gibt es bis heute überhaupt nicht und das Wenige, das von Freunden über das Leben dieses eigenartigen Menschen berichtet worden ist, ist von einer Begeisterung erfüllt, die der Objektivität hinderlich im Weg steht. Daß der Psychopathologe einen Bericht für seine Zwecke nicht verwerten kann, in dem Sätze vorkommen, wie „Was ist die ganze Generation gegen Haringer? Luft! Inexistenter Äther. Nichts. ER ist!“ ist wohl selbstverständlich. Aber auch das Werk Haringers, das also als fast ausschließliche Quelle für unsere Untersuchung dienen muß, steht leider nur sehr unvollständig zur Verfügung. Ein Teil seiner Schriften ist bei Verlagen erschienen, die heute nicht mehr bestehen, ein anderer ist, in wenigen Exemplaren gedruckt, bereits vergriffen. Von diesen vergriffenen Schriften ist mir nur ein kleiner Teil zugänglich gewesen. Meine Untersuchung mußte sich daher auf einen Teil des Werkes und auf einige Briefe Haringers beschränken. Dabei kommt erschwerend hinzu, daß man von den meisten Werken nicht weiß, wann sie geschrieben sind, da sie oft erst Jahre später erschienen.

Unter diesen Umständen wird man sich fragen, ob eine psychopathologische Untersuchung überhaupt Sinn und Berechtigung habe. Aber ich glaube, daß man diese Frage ruhig bejahen kann. Auch der erreichbare Teil von Haringers Werk läßt uns einen Blick tun in ein außerordentlich reiches, tiefes, eigenartiges, freilich durchaus nicht immer verständliches Wesen. Oft haben die bedeutendsten Psychopathologen auf die Wichtigkeit von Selbstschilderungen gebildeter und intelligenter Patienten für die Erweiterung unserer Kenntnisse seelischer Zusammenhänge hingewiesen. Haringers Gedichte sind fast durchwegs solche Selbstschilderungen, zum Teil führen sie die Bezeichnung „Gedichte“ ganz zu Unrecht und sind nichts anderes als Schilderungen seelischer Zustände, die durch willkürliche Zeilenunterteilung nur für das Auge die Form von Gedichten haben. In einem Schreiben Haringers an den Autor dieser Schrift heißt es: „Mein ganzes Leben liegt klipp und klar in meinem Werk. Wer meine Bücher kennt, kennt mein ganzes Leben.“

Da es sich hier nun um eine Persönlichkeit handelt, die durch ihr Talent weit über den Durchschnitt hinausgehoben ist, dürfen wir aus ihrer psychopathologischen Analyse die Erkennung mancher bisher nicht bekannter seelischer Zusammenhänge erwarten.

Aber unsere Aufgabe soll sich nicht darauf beschränken. Wir haben uns vor allem die Frage vorgelegt, worauf die seltsame Wirkung beruht, die Haringer, sowohl als Dichter wie als Mensch, auf seine Zeitgenossen ausübt. Auf der einen Seite enthusiastische Verehrung und Nachahmung (in der jüngsten Dichtergeneration gibt es eine ganze Reihe von Haringer-epigonen und eine ganze Anzahl von berühmten Schriftstellern rechnet ihn zu den größten Lyrikern) — auf der anderen Seite Ignorierung. Haben wir eine solche Persönlichkeit als pathologisch erkannt, so werden wir uns fragen müssen, ob diese seltsame Wirkung auf seine Zeitgenossen auf diesen psychopathologischen Veränderungen beruht bzw. mit ihnen im Zusammenhang steht, oder ob sie umgekehrt die Wirkung des normalen Wesens ist, das der pathologische Prozeß ja nicht ganz verändert hat. Das zu untersuchen soll unsere weitere Aufgabe sein.

Entsprechend unseren zwei Aufgaben, hat die vorliegende Arbeit zwei Abschnitte. Der erste Abschnitt sucht die Persönlichkeit Haringers zu analysieren und ihre seelischen Zusammenhänge so weit als möglich zu verstehen. Im zweiten Abschnitt wird untersucht, worauf die Wirkung von Haringers und — unter Heranziehung anderer, nichtpsychopathologischer Lyriker — mancher anderer lyrischen Gedichte auf den Leser beruht.

Einige Schwierigkeit bereitet die Frage, was von psychopathologischen Begriffen als bekannt vorausgesetzt und was erläutert werden soll. Wäre es so, daß nur Fachmänner eine solche Arbeit lesen, dann hätte man es ja leicht. *Jaspers* hebt in der Einleitung zu seinem Buch über Strindberg und van Gogh mit Recht hervor, daß nur der eine Pathographie mit voller Einsicht zu lesen vermag, wer eine lebendige Anschauung der in Betracht kommenden Typen hat. Aber Pathographien werden doch auch von Laien gelesen; es ist ja selbstverständlich, daß sich der geistig Interessierte, auch wenn er nicht Psychopathologe ist, mit diesen Fragen beschäftigen will. Da eine Pathographie nun aber nicht ein Lehrbuch der Psychopathologie sein kann, wird der Autor hier Grenzen ziehen, die immer willkürlich sein müssen. Ich glaube, daß es vielleicht am besten ist, jene Ausdrücke, mit denen der gebildete Nichtfachmann einen wenigstens vagen Begriff zu verbinden vermag, nicht weiter zu erläutern, jenen Ausdrücken aber, bei denen das erfahrungsgemäß meist nicht zutrifft, eine kurze Erläuterung beizugeben. Dem Fachmann wird diese Erläuterung natürlich nichts zu sagen haben.

Daß eine Pathographie, also die psychopathologische Analyse eines schaffenden Menschen, ihre Grenzen wahren muß und über den ästhetischen Wert der geschaffenen Werke nichts auszusagen hat, wurde

besonders eindringlich von *Jaspers* und von *Kurt Schneider* gefordert, und sollte eigentlich selbstverständlich sein. Im ersten Abschnitt unserer Arbeit, der ja eine Pathographie ist, werden wir uns daher jedes Werturteils zu enthalten haben. Im zweiten Abschnitt, der ja ganz andere Ziele verfolgt, werden wir freilich ein Werturteil nicht umgehen können. Denn es ist ja nicht möglich, die Frage der Wirkung eines dichterischen Werkes auf den Leser zu untersuchen, ohne den Wert des Werkes zu berücksichtigen.

Erster Abschnitt.

An den Beginn unserer Untersuchung über Haringer wollen wir drei Gedichte setzen:

*August*¹.

Die kleinen bunten Bauerngärten strahlen,
ein altes Schloß grüßt hinterm dunklen Wald,
Drei Raben leuchten in der letzten Sonne . . .
Auf Erden ist für uns kein Aufenthalt!
Ein kleiner Hund scherzt. Eine Zither tändelt.
Süß duftet Heu. Die Abendglocken wehn
ein banges Kinderhoffen dir ums Antlitz.
Vor einem alten Berghaus bleibst du stehn.
Ich möcht die Stirn ans Kirchengitter lehnen . . .
Ein Kind schreit und du denkst: ach wär's doch meins!
Im Wirtshaus lustig junge Bauern schäkern,
O wär ihr lächelnd Kinderleben meins.
Gebirge blaun wie dunkle Traumkulissen,
Ein Liebespaar ruht aus im hohen Gras;
Des Lebens Mittag hat mich lang verlassen!
und Alles brach wie Lust und Glück und Glas.
Bei armer Kneipe blauen Zauberlichtern
Denk ich an Dich. Der erste Vogel singt . . .
Des Lebens Abend dämmert letztes Scheiden.
Vielleicht daß dieser Tag ein Lied mir bringt.

*In der Dämmerung*².

Wie sitz ich einsam im Café,
kein Mädchen nickt mir zu;
und draußen fällt der Erste Schnee —
O letztes Rendezvous!
Wie weit wie weit ist die schöne Zeit,
wo ein Kind Rosen gebracht —
ich bin allein mit meinem Weh,
allein mit meiner Nacht!
Und fürcht mich schon vorm Neuen Tag,
weil doch kein Kuß mir harrt,
Das ganze Leben hat mich bloß
vergessen und genarrt.
Wie sitz ich einsam im Café . . .
Du lieber Erster Schnee!

¹ Heimweh, S. 9. — ² Heimweh, S. 14.

O fall doch leis
 auf mein letztes Kleid,
 auf mein letztes Leid —
 Dann tät mir nichts mehr weh.

*Heimweh*¹

fahr ich wieder in mein altes Städtchen,
 flattert ins Cupé der letzte Mohn —
 Es sind immer noch dieselben Mädchen,
 es ist immer noch derselbe Mond.
 Hab an Fraun und Tand mein Herz verloren,
 blieb mir nichts als dieses alte Nest!
 Kinder spielen lieb vor Gartentoren,
 Morgen ist das letzte Sommerfest.
 werd ich traurig an den Hügeln sitzen,
 denk an all die längst verlorne Zeit;
 Droben schon die ersten Sternlein glitzern,
 glänzt kein Stern an meine Traurigkeit . . .
 Einst hing rotes Laub an Deinen Locken,
 und bald wird es wieder lustig schnein,
 an mein schlaflos Bett wehn Friedhofsglocken
 und ich werd so ganz verlassen sein.
 Fahr ich wieder in mein altes Städtchen,
 flattert ins Café der letzte Mohn . . .
 Es sind immer noch dieselben Mädchen —
 es ist immer noch derselbe Mond.

Fragen wir nun, was diesen Gedichten in psychologischer Hinsicht gemeinsam ist, so finden wir in allen die gleiche *Grundstimmung*: Das Gefühl des Einsamseins, das Bewußtsein, draußen zu stehen, sich nicht harmonisch dem Leben und den Menschen anpassen zu können, vom Leben vergessen, von den Menschen verlassen zu sein. Dieses Einsamsein empfindet Haringer schmerzlich, er beneidet die jungen Bauern um ihr „lächelnd Kinderleben“. Diese Grundstimmung findet immer wieder andere Form. Bald ist es die Sehnsucht nach einem bürgerlichen Familienleben: „O könnt ich am Abend fröhlich sein im Garten mit Kind und Frau.“ — „Ach wieder vor feinen Delikatessenhandlungen stehen bleiben und denken: Was kauf ich heut für meine Frau, meine Kinder, meinen Freund“². Bald ist es der Wunsch, irgendeinen Menschen zu haben, eine Frau, einen Freund, der ihm gut ist: „Ein kleines Mädchen such ich, das sehr einsam, den kleinen Engel such ich, der mich liebt.“ — „Ach niemand holt mich ab. Keine kleine süße Frau, kein Kind, kein treuer guter Kamerad“³. Oder es ist einfach eine Klage über das Alleinsein: „Ich bin ein Fremdling geblieben, fand keine Ruh, kein Zuhause.“ — „Alle seid ihr spottend mir entglitten.“ — „Nur nicht allein sein, wieder durch Gassen rasen.“ — „Der Regen tropft und das Zimmer ist leer, und das Herz bricht vor Einsamkeit.“ — „Bin als Toter nie so allein, so allein als im Leben ich war“⁴.

¹ Heimweh, S. 35 — ² Heimweh, S. 20, 119. — ³ Heimweh, S. 34, 65. —

⁴ Heimweh, S. 64, 128, 134, Einsiedelei, S. 23 (aus: „Abschied“), Der Reisende, S. 32.

Untersuchen wir diese Grundstimmung genauer, so finden wir, daß sie — um mit *Grubbe* zu sprechen — das Gemüt in seiner Doppeltheit ergreift: Erstens in seiner nicht inhaltserfüllten Zuständigkeit, der eigentlichen Stimmung, zweitens aber auch in seiner Einstellung zu den Inhalten. Haringer kann sich nicht — oder doch nicht immer — mit Selbstverständlichkeit den Dingen gegenüber einstellen, er vermag sie nicht mehr „naiv“ aufzufassen: „Mein Herz mag schon lange nicht mehr! Kann nimmer lustig, kann nimmer traurig sein — mich langweilen Bücher und Freunde und Mädchen und Wein“¹.

Unter dieser Grundstimmung leidet Haringer. Er flieht in die Kindheit: Die Kindheitserinnerungen sind schön und alles erscheint in rosigem Licht. Die kleinste Handlung, das unwichtigste Ereignis ist schön, wenn es in der Kindheit erfolgt ist: „Ach manchmal wie ein kleiner Junge wieder Honig naschen.“ — „Wieder wie als Junge recht ordinäre Zuckerl naschen.“ — „Knabe sein und viel Geld in der Tasche haben, Bücher und Briefmarken und Kuchen und Hyazinthen kaufen können.“ — „Ach als Junge wieder in uralten Kirchtürmen rumklettern.“ — „Der Jugend herrlich Hausbrot fällt dir plötzlich ein“². Diese Wünsche lassen die Kindheit zunächst in Träumen wiedererstehen. Er träumt sich als Kind, träumt sich mit einem Ball in der Tasche³. Schließlich erfüllt er sich den Wunsch, wieder ein Kind zu sein, ein einem Gedicht:

*sei nur still*⁴

wenn du brav bist, darfst du
 blinde Kuh und schwarzer Mann mitspielen,
 bekommst Malzbonbon und Blutorangen —
 und dann gehen wir alle zum Hafen hinunter
 und fahrn nach Amerika
 Dort finden wir einfach siebenunddreißig Milliarden
 Kilo Gold und dann kaufen wir Uns
 lauter Schlagsahne und freun Uns
 wenn der erste Stern kommt. Vielleicht
 hilft er uns beiden weil wir an ihn glauben . . .
 Also sei getrost, sei nur still — —
 Es wird noch Alles Alles gut!

Auch manche ungewohnte sprachliche Wendung („ich stirb“, „ich gib“, „Geschieht doch nur was Gotte will“), läßt sich wohl aus dem Wunsch verstehen, die Kindheit in der Sprache wieder aufleben zu lassen.

Die Richtigkeit dieser Ableitung des sehnächtigen Gedenkens der Kinderzeit aus der früher geschilderten Grundstimmung heraus, in dem Sinn: Jetzt fehlt der harmonische Zusammenhang mit den Menschen, jetzt ist das Leben einsam; früher, in der Kindheit, war das alles anders, — sozusagen als eine Flucht aus der einsamen Gegenwart in eine frühere Zeit, in der diese Einsamkeit noch nicht war, — Die Richtigkeit dieser

¹ Der Reisende, S. 11. — ² Heimweh, S. 48, 72, 149, 156. — ³ Heimweh, S. 124. — ⁴ Heimweh, S. 51.

Ableitung läßt sich wohl kaum beweisen. Natürlich kann man dieses Klagen um die verlorene Kindheit und dieses Lobpreisen auch ihres kleinsten Geschehens auch anders begreifen. Aber die früher gegebene Ableitung erscheint nicht nur mir als sehr wahrscheinlich, sondern sie wird von Haringer selbst nahegelegt. Das Entstehen der Kindheits-erinnerung aus seinem Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit heraus zeigt sich besonders deutlich im „Lied des Verlassenen“¹. In einer Klage über die Einsamkeit steigt plötzlich eine Kindheitserinnerung auf, die Sehnsucht nach einem einfachen, unbedeutenden Ereignis in der Kindheit. Diese Sehnsucht wächst so unmittelbar aus dem Schmerz über die Einsamkeit, daß man nicht zweifeln kann, daß für Haringer dieser Zusammenhang gegeben war: „Ich hab aufs Leben so geharrt, wie ein Kind aufs Christkind wartet. Ach wieder, sich ein Junge, zu einer Tasse Kaffee sieben Stück Zucker kripsen.“

Mit dieser Grundstimmung steht eine weitere Erscheinung möglicherweise in Zusammenhang: Die *Ichstörung*. Als Ichstörung bezeichnet die Psychopathologie eine Störung des Ichbewußtseins. Das Ich steht nicht mehr, wie normalerweise, im Gegensatz zum „Anderen“, das Bewußtsein, daß eine Wahrnehmung *meine* Wahrnehmung, eine Vorstellung *meine* Vorstellung, ein Denkvorgang *mein* Denkvorgang ist, geht verloren. Bei Haringer tritt die Ichstörung in verschiedenen Formen auf. Zunächst als unklares Gefühl des Sichfremdwerdens: „Mein Antlitz ist mir fremd geworden.“ — „Ich heiß ja gar nicht Haringer; Jakob Unglück heiß ich oder vielleicht Jakob Herzeleid...“². Dann als deutliches Bewußtwerden der Spaltung:

So wie ein Schatten leise noch gespenstert
Und dann abstirbt, abfällt wie eine Blüte —
So ist mein Leben nur mehr welkes Laub.
Ich wohn ja selbst bei mir als Fremder drinnen³.

Er identifiziert sich mit anderen Personen: Er ist „der junge Graf“ und er ist „die alte Dirne, die einst ein kleines Mädchen war“⁴. Aber nicht nur mit Personen, sondern auch mit Dingen identifiziert er sich: Er sucht sich auf einem Kinderbild, in einem spielenden Hund, in einem uralten Brief, in einer Fahne, die rot durch die Märzgassen hinweht, aber auch in einem alten Lied und in einem Mädchengebet, — denn er fühlt, daß er sich fremd ist⁵. Er, der frühere Haringer ist nicht mehr da, es ist als ob er tot wäre, aber auch der Tod kann nicht diesem völligen Auslöschen des Ich gleichkommen: „Ich fehl mir immer: Schaut einmal nach ob ich noch da bin“ und „Ich bin fast schon tötter noch wie tot“⁶.

Ob die Ichstörung tatsächlich mit der früher geschilderten Grundstimmung im Zusammenhang steht, ist zweifelhaft. *Grubbe* ist der Überzeugung, daß in der Grundstimmung das erste persönliche Bewußt-

¹ Heimweh, S. 99. — ² Heimweh, S. 67, Das Schnarchen Gottes, I, S. 10. —

³ Der Reisende, S. 46. — ⁴ Das Schnarchen Gottes, II, S. 13. — ⁵ Der Reisende, S. 5.

⁶ Das Schnarchen Gottes, I, S. 17.

werden der Ichstörung liegt, meint freilich, daß sich eine solche Überzeugung nie beweisen läßt. Aber in manchen Versen Haringers finden wir, wenn nicht einen schlüssigen Beweis, so doch gewiß eine starke Stütze für diese Auffassung¹. Außer den oben zitierten Versen ist besonders das folgende Gedicht bezeichnend:

...*Ich bin zu viel auf der Welt!*²

Was soll ich noch tun! Mich freut halt kein Leben mehr;
Ich bin zu viel auf der Welt . . . mein Herz mag schon lange nicht mehr!
Kann nimmer lustig, kann nimmer traurig sein —
Mich langweilen Bücher und Freunde und Mädchen und Wein.
Geh nicht spazieren, les keinen Brief und schreib keinen mehr,
Ich bin lang schon zu viel auf der Welt, mir ist Alles, Alles zu schwer.
Ich weiß nicht . . . es prikelt . . . o wär's schon vorbei!!
Sind's die Nerven? o mein Herz! zu was noch die Schreierei:
Alle müssen sterben! aber die freute doch irgendwas —
Ich bin schon lang so tot wie ein blasses Photo hinterm zerbrochnen Glas.
Ob ich noch in Zeitschriften blättere, ob ich zu Bett schon geh,
Ob ich im blinden Spiegel mein fettes Gesicht anseh.
Ob ich mit einer schlechten Zigarre und dem Hund meiner Zimmerfrau fortgeh —
O könnt ich wieder Mensch sein! Gott danken!! mich noch einmal aufraffen —
Aber so wie ich leben nicht mal andre Leute und bessere Affen.
Andre schreiben Gedichte, backen Brötchen, sind fleißig, betriebsam und brav,
Ich lebe schon schlechter als das gewöhnlichste Schaf.
Ich bin zu viel auf der Welt!! ach zu was bin ich noch da . . .
Wart ich auf den lieben Gott oder auf den Onkel aus Amerika?

Hier sind beide Phänomene, die geschilderte Grundstimmung und die Ichstörung vorhanden, und beide fließen ineinander über: Die Leere des Daseins, der Verlust der Gefühlsbetontheit der Erlebnisse, der Verlust des inneren Mitschwingens, und gleichzeitig das Gefühl des Sichfremdwerdens: „Ich bin schon lang so tot wie ein blasses Photo hinterm zerbrochnen Glas“.

Eine weitere pathologische Erscheinung sind die *Störungen des Denkens*. Es ist natürlich nicht möglich, im Rahmen dieser Untersuchung auf die Denkstörungen *im allgemeinen* einzugehen und wir müssen es uns auch versagen, zu manchen hierhergehörigen Fragen prinzipiell Stellung zu nehmen³. Unsere Aufgabe kann lediglich darin bestehen, die einzelnen Denkstörungen herauszufinden und so weit als möglich zu analysieren, ohne den Versuch einer endgültigen Einordnung der einzelnen Störung.

Die Denkstörung ist nicht etwas durchgängig Vorhandenes. Nicht nur, daß sie in einzelnen Werken mehr hervortritt, als in anderen (in

¹ Vielleicht darf ich erwähnen, daß ich früher geneigt war, diese Grundstimmung und die Ichstörung als vollkommen voneinander verschiedene Phänomene anzusehen. Erst das Studium von Haringers Gedichten hat mir die Überzeugung gegeben, daß zwischen ihnen Beziehungen bestehen. — ² Der Reisende, S. 11.

³ Das Studium von Haringers Werk regt den Psychopathologen gewiß manchmal auch zu prinzipieller Stellungnahme an. Diese aber würde vom Thema ablenken und muß einer vielleicht später erscheinenden Arbeit vorbehalten werden.

„Schnarchen Gottes“ ist sie am stärksten ausgesprochen), sondern auch im einzelnen Werk tritt sie bald deutlich hervor, bald ganz zurück. Ja, selbst in einzelnen Gedichten finden wir verständliche neben unverständlichen Stellen. Es kommen dabei verschiedene Kombinationen vor: Es gibt Gedichte, die durchaus klar und verständlich beginnen, dann später aber mehr oder weniger unverständlich werden; es kommt vor, daß mitten in einem klaren Gedicht ein paar Sätze stehen, die keinen Zusammenhang mit dem vorher oder nachher Gesagten erkennen lassen; es gibt ferner eine ganze Reihe von Gedichten, die als Ganzes unverständlich sind, obwohl sie eine Reihe von verständlichen Zusammenhängen erkennen oder doch wenigstens ahnen lassen. In den folgenden Zeilen aus „die Blinden“¹ ist die vorletzte Zeile so, als wäre sie absichtlich ohne jeden Zusammenhang hingeschrieben worden:

„Mutter ich bin so müde,	Was mir das Leben auch gab,
Ach wo bist du so lang?	Das will ich nun nimmermehr . . .
blieb von jeder ein Lied zurück,	und trug sein Herz unterm Hut,
das ich mir manchmal noch sang.	und menschen zürnten uns sehr.“

Es ist beim besten Willen nicht möglich, einen Zusammenhang zwischen der Zeile „und trug sein Herz unterm Hut“ und den übrigen Versen zu erkennen. Noch ein Beispiel sei angeführt:

*Kinderglück*²

aber nie, blauer Krug!	eine Kirche im Morgenglanz . . .
halten die Zeiten wir auf —	Wie gern, o wie gern ließ sie's
Ach der mensch ist kein Gedicht!	geschehn im Purpur der Nacht.
oder Kirche im Morgenglanz.	Und du irrst ach und weinst wie ein Kind
Soviele Blumen und Stern	um eine Pappelallee . . .
blühn hold den Sommer lang —	fahr wohl mein Lieb! Fahr wohl,
Uns ach umtröstet kein Berg,	es glänzt keine Träne mehr
du mein geduldiges Herz.	Uns ach umtröstet kein Glück
Deine Stirn war so jung und hell,	du mein geduldiges Herz!

Trotz mancher ungewohnter Bilder ist das Gedicht verständlich, bis auf den „blauen Krug“ in der ersten Zeile. Vollkommen unverständlich erscheint — beispielsweise —, das folgende Gedicht:

*Marterl*³

die Welt verklatscht dir deine Sternentreppen,
 o Freund sie muß dir Tod und Gott verdeppen.
 Wisse: daß Alle Macht nur Dreckschmink ist,
 daß dein Herz So wie So total Kaputt und verloren ist,
 in dieser Sauerei, bei diesen edlen Rüben,
 du kannst dein Muttergold — Nie Tor! — durch ihre steinern Fressen sieben . . .
 Bruder! ich weiß warum du so verstockt geworden —
 man gab dir für dein Leiden keinen Marmelade-Orden

¹ Heimweh, S. 129. — ² Heimweh, S. 29. — ³ Schnarchen Gottes, III, S. 33.

Aber mit der Feststellung der Unverständlichkeit ist selbstverständlich nichts erreicht. Gewiß werden wir manchmal trotz aller Bemühung nicht weiter kommen. Manchmal gelingt es uns aber dennoch, einen nicht klar ersichtlichen Zusammenhang wenigstens zu erahnen, und wo auch das nicht möglich ist, werden wir doch oft erkennen, warum eine unverständliche Äußerung so und nicht anders lautet. Worin das Wesen der Denkstörung hier beruht, läßt sich schon deshalb nicht kurz formulieren, weil sie in verschiedener Form vorkommt. Ob wir mit *Bleuler* von einer Lockerung der Assoziationen und einem Fehlen der Zielvorstellungen sprechen sollen, oder mit *Berze* von einer Störung in der Einstellung auf den Denkgegenstand bzw. die Denkaufgabe, ob die *Kleistsche* Ausdrucksweise von der Störung der höheren Funktionen der Vorstellungsverknüpfung vorzuziehen ist, oder die *Storchsche* von der Ausschaltung der höheren Regulationen, all das soll hier nicht untersucht werden. Ein sorgfältiges Studium der Haringerschen Gedichte zeigt uns jedenfalls, daß, je unverständlicher sie werden, um so eher die augenblickliche Einstellung des Bewußtseins, die augenblickliche Stimmungslage, augenblickliche Wahrnehmungen, Vorstellungen usw. immer deutlicher hervortreten. Manchmal finden wir tatsächlich nichts als eine einfache Aneinanderreihung von Eindrücken:

„Noch immer blühen die Oleander lustig
Die Maurer zerhämmern schon des Morgens Lichter.
Es läutet: Jemand bringt eine Rechnung.
Dein eigener Jünglingsleib duftet dich lind an.
Im Café sitzt der einsame Kaplan. Im Hausgang
lächelt ein Kreuz. Die Mutter
weint. Niemand besucht dich¹ usw.

Manches zunächst ganz unverständliche Gedicht wird wenigstens zum Teil verständlich, wenn wir es als eine solche Aneinanderreihung augenblicklicher Eindrücke zu verstehen suchen. Ein schönes Beispiel ist das Gedicht

Judas Himmelfahrt ².

Mein Gesicht ist abgetragen. Der Seele schäbiger
Türgriff zerbrach. Die schöne Frau —
Bei der ich einst schlief — geht vorüber;
Und wir lächeln tief —
denken an Kinderspiel und Sterne.
Ein Mädchen wirft mein Herz
in ihren Goldkugelstrumpf.
Der Tagelöhner spricht von seiner Hochzeitsnacht.
Die Menschen schaun roter Eisenbahn nach. Faule
Lunge hustet grüne Abende gelb . . . Keine Mutter
Streichelt süß's Krankenbett . . .
spitalt Dein Bilderbuch
Des Lebens letztes Regen — Einmaleins.

¹ Heimweh, S. 88. — ² Heimweh, S. 167.

Wo tragen die Knaben die schönen Rosen hin?
 Da amselt nimmer der Hoffnung Marientelegraph.
 Ewig strickst du an meiner Schwermut Tischdecke.
 O wie viel Monde pflückt mir Deine Schifferhand.
 Da weht ein Lied der Heimat silbern Mohn
 Und der Tod kauft Dir
 Über der Gasse Trauben — —

Zunächst scheint hier alles verworren. Betrachten wir aber das Gedicht als eine Aneinanderreihung von Eindrücken, suchen wir also nicht nach einem das ganze Gedicht durchziehenden Grundgedanken, so wird uns manches verständlicher. Man kann natürlich manches symbolisch auffassen: Man kann z. B. den ersten Satz ansehen als Kennzeichnung eines zerstörten oder kranken Körpers. Man kann ferner den zweiten Satz in Beziehung zum ersten bringen, indem man das Gesicht als „der Seele schäbigen Türgriff“ ansieht. Ich glaube aber nicht, daß eine solche Auffassung das Richtige trifft. Abgesehen davon, daß eine solche symbolische Auffassung im angeführten Beispiel (und in den meisten Fällen) wenig überzeugend ist, legt die psychiatrische Erfahrung und das Studium von Haringers Werk eine andere Deutung viel eher nahe. Wir möchten schon den ersten Satz als Zusammensetzung zweier Eindrücke ansehen. Die Wahrnehmung oder Erinnerung von etwas Abgetragenen (es mag sich um etwas sehr Körperliches, z. B. das Abtragen eines Hauses oder dgl. handeln) wird mit dem gerade augenblicklich im Bewußtsein befindlichen „Gesicht“ zusammengezogen. Und ähnlich mag es sich mit der Seele und dem schäbigen Türgriff verhalten. Und nun wird weiter ein Eindruck an den anderen gereiht, wobei eine ersichtliche Beziehung zwischen den einzelnen Eindrücken oft nicht besteht.

Daß bei dieser Sachlage oft Bindungen der einzelnen Eindrücke untereinander rein auf Grund äußerlicher Assoziationen zustande kommen, ist begreiflich, und es muß für die Psychopathologie von Interesse sein, diese Bindungen bei einem Dichter, dem die Gabe unvergleichlicher Sprachbeherrschung geschenkt ist, einer Untersuchung zu unterziehen.

Eine solche leicht ersichtliche Verbindung wird von *Farben* hergestellt. „Die Neger“¹ ist ein Spielen mit Farben; wir finden hier schwarzes Zweifeln, silberne Zeichen, Meere rot, vergrünte Sprüche, graue Büsche und goldenen Wein. — In „Bergstraße im Herbst“²: rote Märchen, blonder Weiher, blaue Mädchen, goldne Nonne. — „Kasperl im Leichenhaus“³: gelbs Sterbbett, grauer Mund, blonde Festung, goldne Spieluhr, weißer Nabel. Die Beispiele ließen sich in ähnlicher Weise fortsetzen. Gleichheit oder Ähnlichkeit der Farben stellt auch manchmal die Verbindung zweier untereinander fremder Begriffe her: Das „blutende Herz“ weckt die Vorstellung der „Rose meiner Einsamkeit“, Die „Neger“ lassen an „schwarzes Zweifeln“ denken und das „zarte Weinrot der Lichtnelken“ an „rosa Wölkchen am Himmel“⁴.

¹ Heimweh, S. 80. — ² Heimweh, S. 161. — ³ Heimweh, S. 164. — ⁴ Heimweh, S. 38, 80, 97.

Oft werden Verbindungen durch den *Klang* hergestellt: „Das gibts nicht — ich hab doch keine Gipsfabrik“ (gibts-Gips); „Herr Marquis, Herr Markör, Frau Malheur“. Einmal wird Haringer diese Verbindung selbst deutlich bewußt und er bietet sie dem Leser: „Du bist modernnd, modern = tust modern“¹ usw. Diese Klangverbindungen werden manchmal zu einem Spiel mit Klängen: „Deiner Glieder Seiden locken goldne Weiden“; im selben Gedicht heißt es später: „Deiner Glieder Weiden locken goldne Leiden“².

Eine ziemlich große Rolle spielt das *Eintreten einer Wortbedeutung für die andere* bei Worten mit doppelter Bedeutung; dabei ist es gleichgültig, ob das Wort in seinen verschiedenen Bedeutungen orthographisch gleichgeschrieben wird oder nicht: „Weiber stehen alle auf dem Sumpf ihrer Herzen — reiner Zufall wenn Eine mal nicht einbricht“³. Hier wird „Sumpf“ zuerst symbolisch, in moralischer Wertung verwendet, nachher aber wörtlich genommen. — „Hoch die Arbeit, daß Keiner ran kann“⁴. Hier wird „Hoch“ zuerst im Sinn der Wertung, dann örtlich aufgefaßt. — Der Schlaf wird mit dem Tod verglichen und nun wird „Schlaf“ im selben Satz bald wörtlich, bald als Tod aufgefaßt:

„Schlaf ein mein Freund, schlaf ein!
Der Tod, nur der Tod . . . o der liebe Tod
ist unser schönstes Abendbrot
und Sterben macht uns brav;
schlaf Brüderlein — schlaf . . .
und war kein blaues Blümelein nah,
am Morgen liegst du friedlich da“⁵.

Das „Abnehmen“ des Mondes wird wörtlich als „Abmagern“ verstanden: „Der Mond nahm ab, er grämt sich so um Dich“⁶. — Das „Dorren“ wird „Dornn“ geschrieben und erweckt so, klanglich identisch mit Dorn die Erinnerung an Rosen: „O wozu soviel Sehnsucht und Angst um dies Enttäuschtsein und Dornn. Der Seelen Rosenkranz floh“⁷.

Der an sich nicht auffällige Mechanismus, daß ein *Begriff* einen anderen, *ihm entgegengesetzten* auftauchen läßt, tritt deutlich hervor und gewinnt die Oberhand: „so spät um *Mitternacht* der Hände wild Gespenstergrau, kein *Mittag* zwitschert“ . . . „Im Hausgang *lächelt* ein Kreuz. Die Mutter *weint*.“ Wann lockt dein *Winterbild* und wieder *sommerschief*?“ — Ach wieder am *Nachmittag* so *morgenfrüh* durch die Fabriksgerüche der Fleißigen schlendern.“ — „Verzweiflung *schmilzt* dann zum *Eis* in der *Sommernacht*.“ — „Ach! *enge Breite* des Weltlaufs.“ — „Kein *Frühlingskleid* am *Wintersofa*.“ — „Meines Herzens Kahn gurrnt an Deiner *Hölle Himmels*teich.“ — „Unser *Kopf* ist immer immer *in der Schlinge*. Aber wo nehm ich nur schnell einen *normalen Tod* her? Vielleicht Blumen pflücken *am Abhang*“⁸.

Oft wird durch ein Wort eine Ideenverbindung hergestellt, die an sich nicht auffällig ist. Das Besondere ist hier, daß das betreffende Wort ohne ersichtlichen Grund in das Zentrum der Betrachtung gerückt wird:

„Der Liebe *Sonne* sank lang,
leuchtet kein *Mond* der Treue noch
Zum Stadttor brechen die *Sterne* herein.“ —
„Der *Alpen* Kinder lächeln nachtigalln,
O Buch aus dem versunkne Sommer falln,
O Du das mich in blaue *Matten* klagte.“ —

¹ Schnarchen Gottes, I, S. 14; II, S. 21; III, S. 32. — ² Heimweh, S. 68. —

³ Schnarchen Gottes, I, S. 18. — ⁴ Schnarchen Gottes, III, S. 12. — ⁵ Heimweh, S. 19. — ⁶ Heimweh, S. 31. — ⁷ Heimweh, S. 57. — ⁸ Heimweh, S. 38, 88, 135, 137; Der Reisende, S. 56; Schnarchen Gottes, I, S. 32, II, S. 18, III, S. 32.

„Zum letztenmal läuft ein Schauer durch die *müden Glieder*, wie ein *Wandrer*, der um die Dämmerung mit der Post in eine Fremde Stadt fährt.“ — „*Dornröschen!* nimmer ach wirst du mir erwachen! *Schneewittchen*, in der menschen bösen Apfel verhext.“ — „Hungern kommt von Gott, *Satt sein* vom Teufel. *Die Katze hat nachts ihre Jungen gefressen.*“ — „Moderne Unglücke jagen. Jetzt hätt ich grad noch *schnell* Zeit um zu sterben.“ — „Ich armer Erstgeborener, abgeschlachtet und *verwurstet*, mein Herz dreht ewig durch die *Hackmaschin.*“ — „Was ihr redet ist lauter *Luft*. Vorm Einschlafen spür ich mein *Atmen* noch.“ „Die Sterne *tropften* deine Seele blind. Die kleinste *Kerze* kann den größten Wald anzünden.“ — „Eine junge Gattin vom Liebhaber *schleicht*. Gott du Teufel warum bin ich kein *Pavian* geworden. Freund, wenn du traurig bist, geh in den *Tiergarten.*“ — „Lieber Gott! bist du ein *Jud* oder ein *Christ*, ein *Weib* oder ein *Mann*? Mama! Warst du eigentlich ein *Junge* oder ein *Mädi*“¹.

In vielen Fällen wird die Verbindung durch persönliche Erfahrungen des Dichters hergestellt, die dem Leser natürlich im allgemeinen nicht bekannt sind. Manchmal kann man freilich einen Zusammenhang erkennen, besonders dann, wenn es sich um allgemeine Erfahrungen handelt, z. B. bei geographischen Begriffen: „*Wangonische* Jäger Elefanten ansangen. Vergaß ich lang des *Euphrats* *Pyramiden* und *Pekings Porzellanturm.*“². — Manchmal können wir Zusammenhänge noch mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten: „Ein Papa hebt seinen *Säugling* hoch. Ich bin mit einem Sessel sehr *glücklich verheiratet.*“³. Daß der Säugling den Gedanken an eine glückliche Ehe geweckt hat, ist sehr wahrscheinlich. — „Duft von des Knaben erster *Liebesnacht*. O wieder das leise süße Prickeln beim Empfang eines *geliebten Telegramms.*“ Wir dürfen vermuten, daß die Liebesnacht die Erinnerung an ein „geliebtes Telegramm“ erweckt. — „Schön wie eine Waldwirtschaft mit lauter guten Sachen. Wieder ein *Junge* köstlich Wasser schlürfen. Auch am kleinsten Bahnhof piffen Lokomotiven“⁴. In diesen für uns unzusammenhängenden Sätzen dürfen wir als einzig gemeinsam die Erinnerung an Waldausflüge vermuten. Bei den letzten spärlichen Beispielen sind freilich die von uns angenommenen Zusammenhänge mehr oder weniger unsicher. Sie durch ähnliche unsichere Beispiele zu vermehren, hätte keinen Zweck. Denn die überwiegende Mehrzahl persönlicher Erfahrungen und persönlicher augenblicklicher Eindrücke muß uns ja doch unbekannt bleiben.

Diese Störungen des Denkvorganges kommen Haringer oft unangenehm zum Bewußtsein. Eigenartig ist, wie er sie einigemal zum Ausdruck bringt. Als ihm beim Versuch, einen Gedanken zu verfolgen, ein nicht dazugehöriger Satz in die Quere kommt, schreibt er mitten in einem Gedicht: „Stör mich nicht! muß dichten“⁵. Und ein andermal, als er wieder einen Gedanken nicht zu Ende führen kann, klagt er: „Ach das Gedächtnis ist Das womit man alles vergißt“⁶. Wie überhaupt in solchen Perioden ein Gedicht zustande kommt, das zeigt er uns in klarer und selbstironischer Weise.

¹ Heimweh, S. 45, 80, 168, 168; Schnarchen Gottes, I, S. 17, 20, 36; II, S. 23, 36; III, S. 25; I, S. 18. Im letzten Beispiel wird die Ideenverbindung wohl nicht nur durch die Worte: Mann oder Weib — Junge oder Mädi —, sondern auch durch das Fragen als solches hergestellt. — ² Schnarchen Gottes, I, S. 32. — ³ Schnarchen Gottes, I, S. 38. — ⁴ Heimweh, S. 97. — ⁵ Schnarchen Gottes, I, S. 38. — ⁶ Schnarchen Gottes, S. 16.

*Der Dichter*¹.

Ich bilde mir sicher gar nichts ein. Aber
jetzt werd ich fein auch ein Dichter. Und warum
sollen denn gerade meine Sachen schlecht sein.
Sehn Sie: ein Gedichtl hab ich schon gemacht!!
ich mach bald wieder eins hin!!!
Ich weiß zwar noch nicht über Was. Ah —
paperlapp es wird schon was daherkommen,
Das ich hübsch artig bedichten kann. Und neulich
sagte der Herr Lehrer Meier zu mir:
Machen Sie mal so'n kleines Kinderliedchen —
mit Ei ei und la la und hopp hopp; die
sind jetzt modern. Na,
ich werd's mal probieren. Warum
soll gerade ich so was nicht zusammenbringen.

Eine große Rolle spielen *Impulsstörungen*, und zwar kommt vor allem ein Zuviel an Impulsen, eine *Erregung* vor. Der ganze Band „Das Schnarchen Gottes“ scheint in einem Erregungszustand geschrieben zu sein. Alles ist hier maßlos: Verzweiflung, Wut, die Sprache. Die Form des Gedichtes wird fast nirgends gewahrt. Nur wenige Gedichte dieses Bandes lassen irgendwelche Regeln in Reim und Versform erkennen; öfter finden sich freie Rhythmen. Je heftiger die Erregung aber wird, um so freier werden diese Rhythmen. Viele Stücke dieses Bandes haben durch eine künstliche Zeilenunterteilung nur für das Auge das Aussehen von Gedichten. Ohne diese Zeilenunterteilung würde man wohl kaum von Gedichten sprechen. Die ganze Umgebung: Gott, Menschen, Dinge werden beschimpft. Am meisten wird der Zorn erregt durch alles was geordnet, geregelt, anerkannt ist. Und so kommen vor allem Polizei, Richter, Lehrer u. a. am schlechtesten weg: „Für euch blöde Schullehrer und verschiessene Affen — für euch feige Richtertrichinen und Abortbanditen, für eure Gerechtigkeit, eure Ehre — o ihr falschen Hottentotten, bin ich nicht auf der Welt.“ — „Was gehen mich Cäsar und Hannibal und Martin Luther an?“ — „Verräter jeder der im Leben vorwärts strebt. Was kümmert mich die Achtung meiner Verwandten, Freunde und sonstigen Feinde“². Auch sein Verhältnis zu Gott — über das später Ausführlicheres zu sagen sein wird —, erscheint hier im Licht der zornmütigen Erregung: Er nennt Gott „den Nußknackerkönig, die Dreipfennignummer“. — „Gott will ja nur unser Bestes: daß wir verrecken.“ Er spricht von „festlich beleuchteten Closetkirchen teuflichen Gotts“³. Und dann bricht er aus: „Gott: deine eigne Mutter kennt dich nicht mehr, wie ich dich zuricht, lieber Gott und Schullehrer“⁴.

¹ Schnarchen Gottes, I, S. 29. — ² Schnarchen Gottes, I, S. 7, 21. —
³ Schnarchen Gottes, I, S. 12; II, S. 21, 33. — ⁴ Schnarchen Gottes, I,
S. 21.

In solchen Perioden sind Größenideen sehr häufig, aber Haringers Größenideen haben, trotzdem sie oft maßlos sind, wenig Überzeugungskraft: Nicht allein, daß man ihren Inhalt nicht glaubt, man wird auch nicht von ihrer Echtheit überzeugt und kommt zum Schluß, daß auch Haringer nicht an ihren Inhalt glaubt. Wohl schreibt er „ICH“ und „MICH“, wohl heißt es: „Es ist vollständig genug, wenn eine Person wie ich auf einmal spricht“, wohl heißt es: „Bei Gott und Mir ist Alles möglich“¹. Doch dahinter lauert gleich das Wissen um die eigene Schwäche: „O ihr Götter! ich verachte euch — bin ich nicht stärker als ihr Alle... Wenn nur das Herz nicht so feig, ach so feig wär“². Und einmal spricht er von sich selbst, als von dem „aufschneidenden göttlichen Lyriker“³. Man kann es schließlich auch eine Größenidee nennen, wenn er sagt: „Den andern gab ich lauter Freude, das Leid, das Unglück gab ich mir allein“, — denn er spricht sich hier die Macht des Schöpfers zu. Aber wieviel Traurigkeit, wieviel Entsagung, welches Bewußtsein von Schwäche liegt in diesen Worten! Man ist versucht zu sagen, daß Haringer von diesen Größenideen nicht beherrscht wird, daß sie sozusagen neben ihm herlaufen ohne sein Wesen zu erfassen. Lustgefühle werden bei ihm durch die Idee, schöpferische Fähigkeiten zu haben, ein göttlicher Lyriker, stärker als alle Götter zu sein, nicht geweckt. Auch hier dringt überall die Grundstimmung durch.

Auch andere Impulsstörungen kommen vor, so das Phänomen, daß plötzlich der Gedankengang abgebrochen wird (*Sperrung*⁴). Er gibt selbst eine bezeichnende Schilderung davon: „Hundstreue — als ob je ein menschenwurm so was aufbrächt. Du mußt nur noch mehr mensch werden und wachsen. Es gibt aber so wenig liebevolle Gärtner... als ob man MIR je was neues sagte ... Kurzschluß im Hirn!! Ein armer Schreiber lächelt vorm Juwelier“⁵ usw. Der Gedankengang wird also plötzlich unterbrochen und nicht mehr weiter fortgesetzt.

Einmal wird eine *Zwangshandlung* berichtet. Auch hier wird der Gedankengang plötzlich unterbrochen: „Entschuldigen S', ich muß auf meinem neuen Teppich spazieren gehn“⁶.

Haringer berichtet ferner über *Sinnestäuschungen*. Mit welcher Art von Sinnestäuschungen wir es hier zu tun haben, ob Illusionen, Halluzinationen, Pseudohalluzinationen usw. vorliegen, läßt sich in den einzelnen Fällen nicht entscheiden, da ja eine genauere Analyse der Sinnestäuschungen unmöglich ist. Es mag sich auch in dem einen oder anderen Fall bloß um eine sehr lebhafte Vorstellung handeln.

¹ Schnarchen Gottes, I, S. 20; II, S. 15. — ² Schnarchen Gottes, I, S. 7. —

³ Schnarchen Gottes, II, S. 28.

⁴ Diese Bezeichnung wird bekanntlich meist für das plötzliche Aufhören der *motorischen* Äußerungen verwendet. *Bleuler* verwendet ihn aber für die plötzliche Unterbrechung der Gedanken. Man könnte diese Störung ebensogut unter den Denkstörungen besprechen. — ⁵ Schnarchen Gottes, III, S. 11. — ⁶ Schnarchen Gottes, III, S. 13.

Am häufigsten sind die Täuschungen des Gesichtssinns: „im Hausgang lächelt ein Kreuz.“ — „Des Herrgotts Dienstgesicht schleimt. Die Greisin putzt sich den weißen Nabel.“ — „Meine Nase sah ich nachts auf'm Klavier.“ — „Zwei Milchkannen gehn spazieren.“ — „Ein Fahrrad geht allein neben der Justizsau spazieren. Die Butterdose küßt den Kohlenkasten.“ — „Blaue Sonne! Rosa Bäume goldbetupft in mausgraun Wiesen.“ — „Ein Toter in schwarzem Anzug blickt zum Fenster rein.“ — „Ein rotes Skelett guckt aus meinem Kleiderschrank.“ — „Wenn du roten Wein trinkst, sieht man ihn deinen Hals nuntergleiten.“ — „Alte Damen mit lilan Riesentraubennasen beten vor.“ — „Ein Toter gespenstert an der Tür rum.“ — „Der tote Mönch steht immer mitten im Zimmer.“ — „Zwei Tote hocken im Café.“ — „alle menschen sehen aus, als kämen sie von Toten her“¹. — Es scheint, daß recht häufig Illusionen vorliegen. Dafür spricht, daß oft verschiedene Dinge in Farben beschrieben werden, die sie nicht haben. Dafür spricht ferner, daß Menschen oft an Tote erinnern. Eine genauere Bestimmung ist aber, wie gesagt, nicht möglich.

Täuschungen des Gehörsinns: „Der Tote pfeift mir ins Ohr.“ — „Eine tote Liebste ruft mich immer mitternachts.“ — „Die bösen Wahnsinnsmäuse wispern im Tanzsaal“².

Täuschungen des Geschmack- und Geruchsinns: „Ein Duft von Knoblauch weht durch den Morgen.“ — „Birnen schmeckten wie Pflaumen, Ananas wie Spinat“³.

Täuschungen in den Organen des Körpers: „Millionen Frösche quaken in meinem Leib.“ — „Teuflische Mücken foltern dich morgens.“ — „Die Ratte benagt schon mein Herz.“ — „Komisch fühlst du auf einmal die erschlaffende Arbeit deines Fleisches.“ — „Ich komm mir so krebsern, so hagebuttenschalig vor.“ — „Tausend Vampire und Teufel hocken mir im Nacken“⁴.

Einmal finden wir die Angabe einer leibhaftigen Bewußtheit, also eines „Erlebnisses unmittelbar realer Gegenwart von Wesen, ohne daß ein bestimmtes Sinnesorgan diese wahrnimmt“ (*Jaspers*): „Es muß ein Gespenst im Zimmer sein“⁵.

Mit den geschilderten Störungen hängen eine Reihe von Sonderbarkeiten zusammen, welche manchmal beim Lesen von *Haringers* Werk den Eindruck des Manirierten hervorrufen. Zunächst fallen eine Reihe orthographischer und grammatikalischer Eigenschaften auf. Große und kleine Anfangsbuchstaben werden manchmal ganz willkürlich verwendet. Das persönliche Fürwort wird groß oder klein geschrieben, je nachdem, ob besondere Achtung vor der betreffenden Person gezeigt werden soll oder nicht. Daß in Zeiten, in denen Größenideen vorliegen „Ich“ oder gar „ICH“ geschrieben wird, wurde schon gezeigt; das gleiche gilt nun auch von Anderen: Wenn es sich um die Geliebte handelt, dann heißt es „Du“ oder „Sie“. Die Menschenverachtung wird zum Ausdruck gebracht, indem der Anfangsbuchstabe in „mensch“ fast immer klein geschrieben wird. Es heißt: „Was ist der *mensch* für ein gemeiner Hund“, aber „was ist ein Hund für treuer edler *Mensch*“⁶. In starker Erregung wird auch gott mit kleinem Anfangsbuchstaben geschrieben. Die Ursache für die großen Anfangsbuchstaben in anderen Worten (z. B. Erster Schnee,

¹ Heimweh, S. 88, 164; Schnarchen Gottes, I, 15, 33, 37; II, S. 25, 36; III, S. 18, 21, 22, 24, 31. — ² Heimweh, S. 72, 74, 152. — ³ Schnarchen Gottes, II, S. 25. —

⁴ Schnarchen Gottes, I, S. 38; II, S. 21; Der Reisende, S. 61. — ⁵ Schnarchen Gottes, III, S. 26. — ⁶ Heimweh, S. 54.

Erste Liebe, Droben, Diesseits, Damals, zu Was usw.) ist nicht ersichtlich. Auch für andere orthographische Eigenheiten, wie das ß in vergeßen, erschossen, zerrißen, küßen, geseßen, das einfache k in Naken, hoken, blicken, das einfache z in Plaz, Gesez, Kaze, Schmuz, sizen, hezen, — können wir keine Ursache finden. Man wäre manchmal versucht, anzunehmen, daß solche Fehler in Unkenntnis der richtigen Orthographie entstanden sind. Aber abgesehen davon, daß man bei solcher Sprachbeherrschung sich schwer entschließen kann, an diese Unkenntnis zu glauben, spricht dagegen die Tatsache, daß sich alle diese Worte gelegentlich auch in richtiger Orthographie finden. Den letzten Zweifel aber beseitigt eine gelegentliche Äußerung Haringers: „O ich kann auch gutes Deutsch. Aber für wen von euch Kaffern?“¹

Andere sprachliche Eigenheiten nähern sich dem Dialekt. So der häufige Wegfall des unbetonten e in der Endung en: verwornn, geborn, bleibn, sparn, ziern, gestorbn, geworn, Karrn, Beern usw. Noch auffallender ist der Ausfall des e in „schöns feierlichs Abendrot“ und in „liebs neus Jahr“. Ferner finden sich ausgesprochen Dialektausdrücke²: nit, nauf, rumklettern, Krempel, umanand, stad, Werktag, Sonntag, ich gib, ich stirb, — oder gar ein ganzer Dialektsatz: „Red nit so vui mitm Mäu“ usw.

Diese Verwendung von Dialektausdrücken mitten in vorzüglichem Schriftdeutsch trägt viel zum Eindruck der Maniriertheit bei. Sie erinnert an das umgekehrte Verhalten zahlreicher psychisch Kranker aus niederen Volkskreisen, die mitten in ihrem Dialekt ihnen und ihrer Rede sonst fremde Ausdrücke aus dem Schriftdeutschen verwenden.

Aber noch zahlreiche andere sprachliche Eigenheiten kommen vor. Wenn Sahl statt Saal, Cino statt Kino geschrieben wird, so nähert sich das bereits einer anderen Merkwürdigkeit, den Wortumbildungen: Es werden Hauptwörter als Eigenschaftswörter, Eigenschaftswörter als Zeitwörter verwendet usw.: „Das Lied *rost* die alten Zeiten an unser Herz“; „keine Wahrheit *lexikont* Gott“; „Feste *wiesen* an Grauer Stirn vorbei“; „ein Regen *psalmt*“; „Gott *pulizeit*“³. Im letzten Wort sehen wir auch eine andere Art der Wortumbildung, nämlich eine Verdrehung der Buchstaben. Diese Umbildung wird nur an Wörtern vorgenommen, die einen verhaßten Begriff bezeichnen: „Pulüsseu“ statt Polizei, „Bubligumm“ statt Publikum.

Diese Wortumbildungen leiten über zu Wortneubildungen. Hier handelt es sich zumeist um Bildung neuer zusammengesetzter Hauptwörter: Maigreis, Pfauenweib, Knabentor, Sternentulpen, Gondelbräute, Wahnsinnsmäuse, Traumflieder, Sonnentrommel, Knabenwundern,

¹ Schnarchen Gottes, I, S. 39. — ² Es handelt sich um bayrischen Dialekt. —

³ Der Reisende, S. 65; Schnarchen Gottes, I, S. 24; III, S. 21; Heimweh, S. 152, 175.

Schmeichleressig usw. Was diese zusammengesetzten Wörter bedeuten, ist manchmal ganz klar, manchmal aber gar nicht ersichtlich. Was zu ihrer Bildung im einzelnen Fall Veranlassung gegeben hat, läßt sich meist schwer erkennen. Manchmal werden sie wohl durch Sinnestäuschungen bewirkt worden sein, wie z. B. in „Die bösen Wahnsinnsmäuse wispern im Tanzsaal“¹. Manchmal ist vielleicht die oben besprochene Denkstörung maßgebend; man müßte dann die zusammengesetzten Wörter als eine Verschmelzung zweier voneinander verschiedener Eindrücke betrachten (s. oben). Manche Wortneubildungen scheinen mir in der Impulsstörung, der gesteigerten Erregung ihrer Ursache zu haben, so z. B.: „Kohlrabipeppis und gelbe Rübenlukis quatschen noch Hoffnungsschnittlauch“². Oft aber werden wohl auch andere, für uns nicht ersichtliche Eindrücke die Bildung neuer Wörter veranlaßt haben.

Des öfteren finden wir Iterativerscheinungen, also durch den Inhalt unbegründete Wiederholungen von Worten, Sätzen oder Satzteilen: „Nimm den Ring, nimm den Ring, nimm das Band, nimm das Band — Unsere Lieb ist vorbei, ist vorbei.“ — „O letztes Abendrot, o letztes Abendrot“³. Noch deutlicher wird diese Erscheinung in Briefen:

„Mein lieber Kamerad, recht schönen Dank! Buch geht ab, Buch geht ab.“

„Können Sie mir eine möblierte, peinlich abgeschlossene Bude verschaffen? Ruhe, Ruhe, Ruhe RUHE.“

Eine Adresse:

Herrn Dr	Dr.
Kittner	Kittner
Breslau	Breslau

(Die linke Seite der Adresse ist mit deutschen Buchstaben und ganz dünn, die rechte mit lateinischen Buchstaben dick geschrieben.)

Eine Sonderbarkeit ist auch der (inhaltlich ebenfalls ganz unbegründete) Sperrdruck einzelner Worte in manchen Gedichten bzw. das Unterstreichen mancher Worte in Briefen.

Für die Annahme echter Wahnideen haben wir keinerlei Anhaltspunkte. Dagegen scheint sich Haringer einmal in einer *Wahnstimmung* befunden zu haben. Diese war meist unlustbetont:

„Es ist als ob wieder ein Unglück naht,
Und die Uhr sogar steht.
So traurig schaun alle Tische drein,
Niemand setzt sich zu mir,
Die Sessel klagen, der Spiegel weint,
Traurig rinnt ein Klavier“⁴.

¹ Heimweh, S. 152. — ² Schnarchen Gottes, II, S. 23. — ³ Heimweh, S. 108. — ⁴ Der Reisende, S. 52.

Ob hier tatsächlich diese Wahnstimmung die Qualität der Wahrnehmungen geändert habe („Die Sessel klagen, der Spiegel weint“), oder ob diese Ausdrucksweise bildlich zu nehmen ist, möchte ich nicht entscheiden.

Diese Stimmungen werden von Haringer als etwas Fremdes angesehen:

„Was ist's das oft uns schauern macht am Tag
als rollte Gift mit unserm schweren Blut,
und dann ist Alles anders und nicht gut,
War Keiner noch der ganz dies sagen mag“¹.

Nur einmal begegnen wir einer deutlich lustbetonten Wahnstimmung:

„Und als ich nachts in dumpfem Sinnen lag
Und keinen Trost mehr wußte, ach kein Licht
.....
Da hört ich plötzlich einen Vogel schrein,
Es klang so froh ins kalte Dunkel 'nein,
war schöner als die schönste Melodie“².

Daß die Wahnstimmung zu Wahnideen führt, können wir, wie gesagt, nirgends feststellen.

Selbstbeurteilung und Beurteilung der Anderen. Einstellung zum Leben.

Haringers Einstellung zu seiner Umgebung, zu den Menschen und zum Leben überhaupt, ist getragen vom Wissen um sein Anderssein: Hier ist er, der Einsame, der Verlassene, der den Menschen Fremde, — dort sind die Anderen, die sich einander anpassen können, die sich zu einem Ganzen ordnen und zusammenhalten können. Das Bewußtsein eines solchen Gegensatzes — geboren aus der geschilderten Grundstimmung —, kann eine verschiedene Beurteilung des eigenen Wesens und der Anderen bedingen. Man kann seinem eigenen Wesen den Vorzug geben, es als besser ansehen und die Anderen für eine gleichförmige Masse, für lauter Spießbürger halten; man kann das eigene Wesen beklagen, das der Anderen bevorzugen und beneiden; man kann schließlich das eigene Wesen und das der Anderen so nehmen, wie es ist, mit allen Schwächen und Vorzügen, ohne die Frage zu stellen, welches das bessere ist. Daß es freilich auch sonst genau so Einsame, genau so wenig Anpassungsfähige gibt, wie er selber, ist eine Tatsache über die sich Haringer nur selten Gedanken macht. Die Erfahrung kann ihn dabei nicht leiten, denn ein reiner Zusammenklang, ein tieferes Einverständnis ist mit solchen Menschen genau so wenig möglich, wie mit Anderen, und so ist es verständlich, daß sie untergehen in der Masse der „Anderen“, die er je nachdem als Spießier verachtet, als Glückliche beneidet oder ganz einfach

¹ Heimweh, S. 39. — ² Heimweh, S. 75.

als die anderen Menschen, mit anderer Art und anderen Interessen, aber doch als Wesen hinnimmt, denen er nahesteht und die die gleichen Schwächen haben, wie er.

Was die Beurteilung des eigenen Wesens anlangt, so haben wir schon gesehen, daß Haringer nicht geneigt ist, es zu überschätzen. Selbst in Zeiten der Erregung, wenn es zum Auftreten von flüchtigen Größenideen kommt, sieht er seine Schwächen und beklagt sie: „Jakob Haringer ist die Wurzel alles Übels.“ Er beklagt seine Feigheit, will „Mutfond“ sammeln und Tabletten gegen Feigheit nehmen¹. Manchmal erscheint ihm die Einsamkeit nicht als sein Schicksal, sondern als seine Schuld. Dann macht er sich selbst dafür verantwortlich, daß er kein Heim, keine Freunde hat, nicht Frau und Kind, und hält sich selbst für unwert zu leben.

„Und der Tod steht schon müd an der Tür,
Hat wohl viel zu viel Mitleid mit mir.
O mein Gott ach was hab ich getan“².

Er weiß, er hat „Nichts ehrlich begonnen, nichts anständig vollbracht“, denn er ist „ja nichts als ein müder, armer Wandersmann“, der nirgends Ruhe findet, ein „toter Krieger ohne Ruhm und Rast“³. Die ganze Jämmerlichkeit und Überflüssigkeit solchen Lebens kommt im Gedicht „November“⁴ zum Ausdruck:

November.

Mein Tag verrinnt bei Dirnen und in Gassen.
Mein Herz verblutet ewig bis es tot.
Ich muß doch balde mich nun sterben lassen,
Da keine Stunde je mir Rettung bot.
So müd die Unzucht und die Trauer kettet,
Mein armes Zimmer weint . . . ich seh es nicht.
In alle Laster ist mein Herz gebettet,
Mein Antlitz weiß schon lang um kein Gedicht.
Und wenn ich nachts mal in den Spiegel blicke,
Mein Gott! bin ich's, der einst gehofft und sang?
Was kümmern Menschen mich noch und Geschicke!
Und war doch einst ein Lied, das süß verklang . . .
Und wieder schnein tief weiße Totenkerzen
Mich in mein letztes Fremdenzimmer ein;
Und waren einst so heiß verliebte Herzen,
Und war Musik und Mai und roter Wein!

Je mehr Haringer sein Einsamsein als Fehler ansieht, um so mehr möchte er in der Masse der Anderen untergehen, möchte sein wie alle: Ein fleißiger, arbeitsamer Bürger, der still seine Pflicht tut und die üblichen Freuden genießt:

¹ Schnarchen Gottes, II, S. 25; III, S. 16. — ² Der Reisende, S. 32. —
³ Schnarchen Gottes, III, S. 17, 34; Heimweh, S. 114. — ⁴ Der Reisende, S. 15.

„Es wär weit besser, so mit euch zu leben:
Solider Bürger sein, der gar nichts weiß.
Still Marken in sein altes Album kleben,
Strotzend von Anstand, Sitte, Würde, Fleiß“¹.

Diesem Glück gegenüber tritt das Glück des Dichterseins, die Freude des Schaffens ganz zurück: „Ich pfeif auf die ganze Sehnsucht, das Tragische und Künstlermalheur in uns! lieber ein Spießer mit Frau und Kind und ein bischen Glück“². In solchen Augenblicken kommt ihm das Dichten überhaupt wie eine lächerliche und überflüssige Beschäftigung vor, die nicht wert ist, daß man um ihretwillen auf das kleinste Glück verzichtet:

„Als ob es Dümmeres gäbe, wohl als schreiben:
Romane, Dramen, Briefe und Gedichte —
Laß doch den ganzen Krempel. Ach, nur Wichte,
Die sich mit diesem Mist die Zeit vertreiben.
Die schöne Zeit, die Uns nur einmal lächelt“³.

Aber nicht immer sieht Haringer die Dinge so, nicht immer betrachtet er seine Einsamkeit als einen Fehler! Er ist einsam, er ist anders als die Masse, gewiß. Aber deshalb muß er noch nicht schlechter sein. Ist nicht gerade dies, das Alleinsein, das Freisein von allem bürgerlichen Ehrgeiz — ist nicht dies das wahre Leben? Traurig sein, aber den wirklich wesentlichen Dingen verbunden — der Sonne, der Natur, der Musik — das ist Glück:

„Bist du traurig weil die Sonne scheidet und der Sommer geht —
Bist du traurig über den Fliederduft, der vom See herweht,
Bist du traurig über ein Lied, ein schönes Märchenbuch,
Bist du traurig über Chopin und Großmutter's Bibelspruch —
Du bist ja glücklich! o ein Lied träumt mit dir!
Aber, der um so gar nichts bang ist, ach, der geht wohl bald irr.
Und der ist ein weggeworfnes Kleeblatt, ein verlornes Lächeln, ein vergessnes
Gebet —
Der ist wie ein Fliederduft, der vor tausend Jahren verweht“⁴.

Sich selbst weiß er von diesem Fehler frei. Noch in tiefster Not, verfolgt von Menschen und Schicksal, weiß er sich stark und stolz und frei von ehrgeizigem Streben nach Achtung und Ansehen: „O ihr Götter, ihr wißt, daß ich stark blieb“⁵. Und manchmal ist er sogar auf sein Einsamsein stolz: „O Herz sei froh, daß dir kein Freund keine Sonne blieb. O wie sie dich erniedrigten, Hohn bespie deine Augen, drin noch Abendmusik flüsterte. Ach ich weiß wie ich grau und arm und elend. Aber möcht nicht noch der wunde Vogel fliegen? O Herz was schämst du dich vor diesem eklen Gewürm...“⁶. Es ist begreiflich, daß dieser Stolz eine gewisse Verachtung für jene entstehen läßt, die ihm nicht gleich sind:

¹ Der Reisende, S. 37. — ² Schnarchen Gottes, III, S. 15. — ³ Der Reisende, S. 24. — ⁴ Der Reisende, S. 8. — ⁵ Schnarchen Gottes, II, S. 10. — ⁶ Heimweh, S. 182.

das sind vor allem die strebsamen und fleißigen Bürger, dann aber die Menschen überhaupt. Darum „zieht er vor Pferden und Hunden, nicht aber vor Menschen den Hut“, schreibt mensch mit kleinem Anfangsbuchstaben, beklagt es, daß auf Erden kein Platz mehr ist für kluge, sondern nur für minderwertige Leute.

Manchmal freilich nimmt er das Fehlen einer Verbundenheit mit der Umgebung als sein Schicksal auf sich, ohne Zerknirschung und ohne Stolz, ohne Verachtung und ohne Neid für die Umgebung, wenn auch nicht immer ohne Bitterkeit:

„Schließlich muß mich auch eine Mutter geboren haben. Ich weiß es nimmer: Ich bin heimatlos, hab nie auf Erden einen treuen Freund gefunden. Mein einsames Bett verweint in ewiger Erinnerung an die paar kleinen Mädels, die mich auch so bald wieder verlassen. Bei mir schläft keine Frau und ziert mein karges Nachtmahl mit mütterlichen Rosen. Ich habe meine schönsten Verse, Märchen, Erzählungen als Kind geschrieben. Sie wurden alle von einem wütenden Vater vernichtet, denn ich sollte ja lernen, um was Tüchtiges zu werden. Mein Rektor Met-schnabel nannte mich immer einen windigen Dichterling. Meine Jugend war unsäglich einsam. Ich habe sie zu Salzburg verbracht, das immer wieder lockt, mich dort begraben zu lassen. Meine einzige Freude war ein Klavier. Ich wurde als Wunderkind bestaunt. Aber ich bekam oft Ohrfeigen, denn der Vater wollte seine Zeitung in Ruhe lesen. Mein ganzes Leben war ein furchtbares Aufschreien, Weinen. Ich habe all mein Leid, mein Unglück in meine Dichtung gepreßt. Wer mein Leben finden will, lese sie. Die Lawinen der Trauer, des Verzweifels zerdonnern mich. Ich wundere mich, daß ich noch leben darf. Gott hat mich vergessen¹.

Aus all dem entspringt eine pessimistische Betrachtung des Lebens. Er ist immer verlassen, das Leben, die Menschen haben ihn vergessen. Alle Versuche, etwas daran zu ändern, sind vergeblich geblieben; ob er sein Herz, sein Hirn hingeben wollte, ob er sich Gott auf den Knien nähern wollte, oder den Menschen, indem er sich ganz an sie verschenkte, alles war zwecklos², er ist vom Leben „vergessen und genarrt“ geblieben. Und so sieht er schließlich nur noch einen Weg: den Tod. Die Erde und der Schnee werden mitleidiger sein als Gott und die Menschen, der Tod wird endlich den Frieden bringen, er wird der schönste Traum sein³.

„Du lieber erster Schnee!
O fall doch leis
auf mein letztes Kleid,
auf mein letztes Leid —
Dann tät mir nichts mehr weh“⁴.

¹ Mein Leben. — ² Schnarchen Gottes, II, S. 10. — ³ Schnarchen Gottes, II, S. 14, Der Reisende, S. 18. — ⁴ Heimweh, S. 14.

Freilich manchmal scheint es auch, als wenn alles gut sein könnte. Das ist dann, wenn er fern ist von Menschen, von den „Frauen mit ihren tausend Qualen“¹, wenn keine Zahlen, keine Post, keine Bücher um ihn sind, wenn er allein ist unter dem bestirnten Himmel, wenn er die ersten Frühlingsknospen sieht, die Vögel singen hört, wenn ihm der Wind nur leise durch das Haar streicht. „Was mich freut, das sind ein spielendes Kind, ein süßer Walzer von Strauß, eine schöne Kravatte, der Herbst, eine alte Stadt, ein dunkler Bach, ein dummer August und Vorstadt-komiker.“ — Was „mich manchmal wieder hoffen läßt, sind die Sterne, der blaue Himmel, der gute Brief eines edlen Menschen“².

Das sind aber seltene Augenblicke; meistens sieht Haringer alles in düsteren Farben. Er klagt: „An so einem Tag könnt man sich aufhängen“ oder: „Ich wundre mich selbst ungemein, daß ich dies lausige Leben überhaupt noch mitmach, daß ich diesem netten Herrn Gott nicht überhaupt seinen ganzen Krempel hinschmeiß!“³. Denn seine Einsamkeit „würgt und steinigt ihn jede Sekunde“⁴.

In seiner Beurteilung der Menschen unterscheidet Haringer manchmal merkwürdig scharf zwischen arm und reich. Den Armen, den Kleinen, den vom Glück Verlassenen: Huren, Sträflingen, Fabrikarbeiterinnen mit „großen Arbeitshänden“, einsamen Commis die am Sonntag mit einem Buch in den Anlagen sitzen, einem ruhelosen Barmädchen, das frühmorgens heimgeht, ihr Kissen in die Arme nimmt und tut als ob dieses ein kleines Kind wäre⁵ —, ihnen allen schenkt er seine ganze Liebe. Überaus bezeichnend ist, was *Hilda Reyer* über Haringer schreibt. Wenn wir auch annehmen wollen, das was die mit 18 Jahren gestorbene Freundin des Dichters gesagt hat, sei von zu großer Bewunderung und Liebe für ihn erfüllt gewesen, um noch als objektiv angesehen werden zu können, so lehren uns anderseits zahlreiche Gedichte Haringers, daß es im wesentlichen doch richtig ist.

„Er war der beste, edelste Mensch, den ich kannte. Seine Güte, sein fortwährendes Helfen war grenzenlos. Wenn ich daran denke, wie man ihm auf Schritt und Tritt das Leben so verbittert, packt mich eine ohnmächtige Wut gegen seine Peiniger. Er konnte noch so wenig besitzen, ständig half er einem noch Ärmeren. Die Verachteten, Bedrängten waren seine Brüder und Schwestern, und es ist leicht begreiflich und natürlich, daß sein herrlicher Glaube auch ausgenutzt wurde. Hatte er Geld so gab er mit vollen Händen, bis er selbst wieder vor dem *Nichts* stand. Ich selbst trug, da er ungenannt bleiben wollte, in seinem Auftrage oft größere Beträge zu armen Leuten. Zufällig kam ich dann bei einer älteren Frau auf ihn zu sprechen, sie hatte nur die schmutzigsten Schimpfnamen für ihn übrig. Und öfter passierte es mir, daß fremde Leute mich warnten:

¹ Der Reisende, S. 31. — ² Mein Leben. — ³ Heimweh, S. 157, 158. — ⁴ Mein Leben. — ⁵ Schnarchen Gottes, I, S. 23, 24; Der Reisende, S. 49.

der H. H. möchte doch den oder die nicht mehr unterstützen, da die Betreffenden nur schimpften. Andere wieder waren rührend dankbar, z. B. die alte Schmelzl, die in Gmain Telegramme austrug, sprach oft davon, sie wisse schon, warum über den guten Herrn die Leute so böse reden, weil er der einzige hier ist, der ein Herz für die armen Leute hat. Für wieviel Bedrängte zahlte er den Zins, Holz und Kohlen und den Krämer. Er selbst aber bekam oft genug mit dem Gerichtsvollzieher zu tun. Er war ein Liebling der Kinder, die immer ihr bedrängtes Herzchen ihm ausplauderten. Mit welcher edler Anmut grüßte er eine arme bucklige Ladnerin! Im Frühjahr brachten ihm arbeitslose Bettler die ersten blühenden Zweige und Blumen. Einige Neider haben ihn verleumdet, er lebe von Bettelbriefen — ich weiß, wieviel Bettelbriefe er wöchentlich bekam, von denen er keinen unbefriedigt ließ. Wenn er half, bedachte er sich nie, wird das Geld auch richtig angewendet? Er ließ sich nichts sagen. „Mein Gott“, sagte er, „der Mensch bittet ja darum, warum soll er's denn nicht haben?“ — Seine Güte zu allen Angestellten, besonders zu den Kellnern, Musikern war sprichwörtlich.“

„Die Halbgebildeten, Alltagsmenschen und sonstigen Spießer waren ihm verhaßt, und er ärgerte sie“¹.

Die Reichen umgeben sich mit Glanz und haben doch nichts davon weil sie die Sehnsucht nicht kennen:

„Ihr in euern seidnen Betten,
umglänzt von purpurnem Licht,
Was Liebe und Treue und Sehnsucht
Das wißt ihr ja Alles nicht“².

Aber wenn wir uns genauer dafür interessieren, wen Haringer unter diese Reichen zählt, so stellt es sich heraus, daß damit nicht etwa einfach jene gemeint sind, die viel Geld haben. In diese Gruppe gehören alle, die eine geachtete Stellung in der menschlichen Gesellschaft erstreben, alle Spießbürger, Streber, ferner alle, die für die Ordnung und Erziehung zu sorgen haben, Pfarrer, Lehrer, Gendarmen, Polizisten, kurz alle, die bestrebt sind, sich sinnvoll in die menschliche Gesellschaft einzufügen, die für die Erhaltung der Gesellschaft nützlich sind und andererseits aus ihrer Erhaltung Nutzen ziehen. Ihnen gilt sein Haß, seine Verachtung, seine Wut, sein Hohn: „Nur durch Diebstahl erlangst du Besitz, nur durch Heucheln — speichelleckende Fleischfliege —, Schmeicheln wirst du ehrengedachteter Bürger.“ — „Verräter jeder der im Leben vorwärts will.“ — „Pflicht, Ehrbarkeit, Würde dieses Affenlebens ist für euch alle bloß Schufferei.“

„Gehst du mit einem Regierungsrat,
so mußt Du dich benehmen,
Ein Mann der so viel Pflichten hat,
der muß sich sonst mit dir schämen.

¹ Die Einsiedelei, S. 14f. — ² Heimweh. S. 66.

Und wenn du mal sprichst, sprich reines Deutsch,
damit man's deutlich weiß,
und wenn du wirklich mal lächeln willst,
so lächle nur amtlich und leis.“

„O lieber Gott! du wirst mich schon beschützen,
Vor Polizisten, Freunden, Schuftenpack —
Vor Allem, was da Amt und Würden, Litzen.“

„Wenn die Regentropfen und Amseln dichten,
mußt ihr Beamtenwanzen echte Menschen richten“¹.

Diese „echte Menschen“ aber, das sind wieder die Einsamen, und der Gegensatz: reich — arm läuft letzten Endes wieder hinaus auf den Haringer viel wichtigeren Gegensatz: Gesellschaftlich — einsam: „Wenn ihr lang verfault in 50 Jahren — ihr feigen Schufte, blöden Kamele, denken die Einsamen meiner Wehmut“².

Überraschend ist in dieser Hinsicht Haringers Schrift gegen Goethe³. Hier zeigt sich deutlich (wahrscheinlich deutlicher als Haringer selbst es jemals gewußt hat), daß lediglich die Frage: Gesellschaftlich oder einsam — für Haringer als ethischer Maßstab in Frage kommt. In dieser Schrift, die in ganz hemmungsloser Weise Goethe angreift und herabzusetzen sucht, wird Goethes Dichtung nur einigemal gelegentlich erwähnt. Sie wendet sich vielmehr vor allem gegen Goethe als Mensch, gegen das sich harmonisch und bewußt dem Leben und der menschlichen Gesellschaft einordnende Wesen: „Es gibt kein verlogeneres Sprichwort (natürlich sind alle Sprichwörter verlogen) als „man muß mit den Wölfen heulen“. — „Ein aufrechter Mensch wird nie mit Pöbel und Alltag gehen. Und es war ja doch nur Alltag, Streberei, Ehrgeiz, Dieberei — die den Commis, bzw. den ghoeterich Meier zum Dichterling begeisterten.“ — „Es ist klar, daß uns die Schwermut Hölderlins mehr als dies spießrisch Geklärte eines Goethe oder anderer Betriebsamer sagen.“ — „Ich überlasse diesen literarischen Freibeuter, diesen Kellner, der jeden Fusel nach seiner Art servierend, in Allem Schleim von seinem Schleim sah, der nie in der Einsamkeit rang, sondern „Geselligkeit“ brauchte, diesen Literatenkrämer, diese Schuljungeistmaschine, getrost den Bürgern, Richtern, Journalisten, Plagiatoren oder den Alles Schön und Wahre fressenden und auf ihre eigene Art wieder ausmistenden Ästhetentrotteln.“ — „Er kannte nur Speichelleckerei, Götzendienst, Heucheln, ein gemeinsames Ausnützen des Nächsten. Eben weil dieser goethische Gipskopf mit dem der eignen Spieß konkruiert darum ist er klassisch“. — „Er weiß ja alles (s. Schweizer Reise) fein zu ordnen: Sterne, Steine, Menschen, Dreck, Hofräte, und zu verarbeiten.“ — „Er fragt selbst die Götter,

¹ Heimweh, S. 104; Schnarchen Gottes, I, S. 21, 31, 36; III, S. 21, 36. —

² Schnarchen Gottes, I, S. 7. — ³ Leichenhaus der Literatur. In „Die Einsiedelei“, Nr. V—VII.

wie sie heißen und was sie wollen, aber nicht wie vielleicht der verzweifelnde Hölderlin, nein wie ein Commis.“

Aber viel mehr noch als Goethe selbst werden in dieser Schrift jene angegriffen, die Goethe bewundern. Denn, sieht er in Goethe den Streber, den Gesellschaftsmenschen, den Ordnungsmenschen, so muß er in Goethes Anhängern die Bewunderer dieser Streberei sehen. Überdies aber weiß er, daß seine Angriffe gegen Goethe auf Widerstand stoßen werden und er sieht in diesem Widerstand eine Einschränkung seiner Freiheit. Darum sind seine Angriffe gegen jeden Goethebewunderer maßloser und heftiger: „Er ist der Abgott aller Dilettanten. Deshalb laufen sie ihm auch alle nach.“ — „Heute noch wird dir auf der einsamen Waldbank bang und bedrückt, weil gestern hier so ein Goetheaner seine geistige Notdurft verrichtet. Es zeugt eben von dem Commisgeschmack des Gesindels. Nein, der Trog mag vielleicht schließlich manches Gute enthalten, aber mir fressen zu viele Säue daraus“. — „Diese Trichinen kommen höchstens mit dem alten stinkenden Käse; er ist nicht befugt usw., es fehlt ihm die „wissenschaftliche“ (!!!) Bildung ... Ich höre dies Gesindel heut schon gröhlen über mich: nichts war ihm heilig“. „Den Andern fehlt eben der Mut gegen diese Seuche zu kämpfen, sie bleiben eben Affen, die wacker im Chor mitgrunzen.“ — „Weil ihr eben nie ein richtiges Unterscheidungsvermögen habt, darum ist euer einziger Maßstab ein Götze.“

Diese Schrift enthält zugleich ein literarisches Bekenntnis. Dieses ist so, wie wir es nach allem bisher Gesagten erwarten müssen: Für Haringer gelten als Künstler nur die Einsamen, die fern vom Getriebe ihren Weg suchen, die sich nie ganz einfügen können in die Zeit und in die Gesellschaft, in die sie gestellt sind. Und es ist eigentlich selbstverständlich, daß unter ihnen auch der Einsamste ist, der von allen Menschen durch den ewigen Abgrund seiner Geisteskrankheit Getrennte — Hölderlin: „Dagegen grüßen mich die Gestalten Jean Pauls, Büchners, Eichendorffs, Stifters (oder dem Spießer zum Trotz — ganz ihm Unbekannte), Widmanns, Mosenthals, Dostojewskis als liebe gütige Bekannte. Oder Hölderlin, der der deutschen Sprache die Schönheit gegeben ... — vor dir sind wir klein. Was kein Gott vermag, du machst, daß ich wieder weinen muß wie in seliger Kinderzeit.“

Die Einstellung Haringers seiner Umgebung gegenüber ist also gewöhnlich eine feindliche: Ihm ist der unüberbrückbare Gegensatz zwischen sich und den übrigen Menschen bewußt und er sieht diese daher als seine Gegner an. Nur sehr selten hebt er sich darüber hinaus.

Ist ihm auch die Fremdheit im Verkehr mit anderen Menschen *immer* gegenwärtig, so überwindet er doch manchmal die feindliche Einstellung und ringt sich sogar zu einem Mitleid mit den Anderen durch: „Ein Passagier steigt aus; du fühlst: er ist heimatlos. Du hättest ein paar gute

Worte mit ihm sprechen sollen.“ „Ah das enttäuschte Lächeln des Schauspielers, der einem bösen Zischeln lauscht.“ — „Ich glaub, daß vielleicht kein Mensch ganz schlecht ist.“ — „Arme Menschen sind wir alle“¹.

So sehen wir, daß Haringers Selbstbeurteilung, sowie seine Einstellung zu den Anderen und zum Leben, entscheidend bestimmt werden durch das, was wir früher als seine Grundstimmung kennengelernt haben: Die Unfähigkeit, seine Gefühle in Einklang mit den Anderen zu bringen, das Bewußtsein des Draußenstehens. Befindet er sich im Zustand der Erregung, so wird dadurch die Form beeinflusst, in der diese Einstellung ihren Ausdruck findet, auf die Einstellung selbst hat aber die Erregung (ebenso wie die anderen früher geschilderten Störungen), keinen Einfluß.

Einstellung zu den Frauen.

Daß Haringers Einstellung zu den Frauen zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene ist, daß bei ihm alle denkbaren Grade zwischen entschiedener Ablehnung und bedenkenloser Hingabe vorkommen, kann nicht Gegenstand unserer psychopathologischen Untersuchung sein, denn es handelt sich ja hier durchaus nicht um ein pathologisches Vorkommen. Immerhin ist die Form, in der die jeweilige Einstellung ihren Ausdruck findet, manchmal so, daß in ihr auffallende, außerhalb der Norm gelegene Züge zu finden sind. In seiner gegnerischen Einstellung findet er Worte und Ausdrücke, die ein Wegfallen jeglicher Hemmung erkennen lassen: „Was läßt du dich von blöden Vipern schikanieren: Weiber sind Weiber bloß! du sollst dich keinen Dreck um solch Raubmordpack kümmern.“ — „Jedes Weib ist wie ein Scheck — ob das Herz was kriegt dafür, ist sehr fraglich“². Aber auch die freundliche Einstellung führt oft zu maßlosen Vergleichen, so in der „Ballade von der Hansi, die bloß eine Hur und doch ein Engel war“³, deren Herz mehr war „als Dein Herz, Du großer Gott, und mehr als all Deine Stern“. „Und die Liebe von dieser armen Hur war mehr als all euer Gebet.“

Aber von den früher untersuchten Störungen findet sich eine auch hier und beeinflusst entscheidend Haringers Einstellung zu den Frauen: die eigenartige Grundstimmung. Auch den Frauen gegenüber ist jene Fremdheit da, jene Unmöglichkeit, einen reinen Zusammenhang zu finden. Manchmal freilich glaubt er, daß die Kälte der Frauen daran schuld ist: „Frauen, mein Freund, o sie sind bloß bemalte Tapeten, ach, dahinter ist Nichts als Mauern und eiskalte Wände.“ Meist freilich weiß er genau, daß die Kälte, das Fehlen einer Verbundenheit, bei ihm liegt: „Immer, ach, steh ich draußen, immer blick ich nur hinein, immer nur ein Strahl, ein Schimmer. Nie eine Bleibe, eine Rast, ein heimatlicher

¹ Schnarchen Gottes, II, S. 24; Heimweh, S. 37, 93. — ² Heimweh, S. 145; Schnarchen Gottes, I, S. 35. — ³ Der Reisende, S. 53.

Schlaf.“ — „Alle Frauen blick ich an für dich. Aber keine, keine ist für dich.“ — „Mich mag ja keine, ich bin ja kein Schreiber, kein Sportsmann, kein Schieber“¹. Dieses Fehlen des Zusammenklanges läßt ihn das Glück der Liebenden beneiden:

„Lauter Verliebte gehn
hold durch die Nacht
Mir hat kein bittres Irrn
Veilchen gebracht“².

Und die Schwierigkeit eines Kontaktes mit der Umgebung hat zur Folge, daß in ihm die Sehnsucht nach einer Unbekannten entsteht, nach Einer, die ihm noch nicht begegnet ist, die ihm Heimat und Frieden bringen kann, nach der „die ich noch nirgends fand“³. Wenn er sie finden wird, dann wird das Leid vorüber sein und dann wird alles besser sein:

Annonce ⁴

ein kleines Mädchen such ich, das sehr einsam,
Den kleinen Engel such ich der mich liebt,
sie muß sehr arm sein. Ach und dann gemeinsam
sei Unser Abend nimmermehr betrübt.
Ich werde sie wohl Dieseits nimmer finden,
so irr ich ewig durch der Straßen Glanz,
Der Abendwind seufzt traurig durch die Linden,
aus roten Fenstern leuchtet Spiel und Tanz.
Du kleines Mädchen ach wo magst du weinen,
o komm ich sing dich leis, ach leis in Schlaf,
und wenn uns heut auch keine Sterne scheinen —
Ich war nie schlecht: bei Dir ach würd ich brav!
Wo sind die Sterne die mir Frühling waren,
Wo irrn die Kinder die mir Treu geschworn?
Ich hab so Heimweh ach nach blonden Haaren,
Ist denn kein Gott der sieht wie ich verlorn!
Du kleines Mädchen bist du schon gestorben
und ist kein Wandeln mehr das Uns umlacht?
Wie ist es doch auf einmal Herbst geworden,
Kein Lied blüht mehr an meine bittre Nacht.
O Engel ach wie ist mein Herz zerrissen,
Du kleines Mädchen ach wann kehrst du ein,
Wann darf ich Dir die müden Hände küssen,
und wieder Kind in Deiner Heimat sein.

Im Grunde weiß er freilich, daß er sie nie finden und daß er immer allein bleiben wird. Meist empfindet er das schmerzlich:

„Schau du findst das Glück nicht auf den Gassen,
Andern blühen die kleinen Mädchen wohl;
Ach du bleibst schon bis zum Tod verlassen,
Nur die Hurn lächeln dir kummervoll“⁵.

¹ Die Einsiedelei, XXXI, S. 35; Schnarchen Gottes, I, S. 19; II, S. 10. —
² Heimweh, S. 17. — ³ Heimweh, S. 20. — ⁴ Heimweh, S. 34. — ⁵ Heimweh, S. 128.

Manchmal freilich wächst er darüber hinaus, grüßt stolz seine Einsamkeit und das Verzichtenmüssen wird ihm zum Verzichtendürfen: „Wer den Eitelkeiten, Frauen, Träumen, dem Glück der Welt entsagt — der steht am Gipfel und blickt lächelnd ins Tal der Begierden des Kummers, des Verzichtenmüssen, und zu dem kommt alles von selber. Er hat nur mehr die Sterne über sich“¹.

Einstellung zu Gott.

Haringer hat, wie er selbst mitteilt, über 20 Prozesse wegen Gotteslästerung gehabt. Die Mehrzahl davon dürften ihm seine Gedichte eingetragen haben. Tatsächlich gibt es nicht viele Dichter, in deren Werk das Wort „Gott“ so häufig vorkommt und vielleicht keinen, bei dem dieses Wort in so verschiedenem Zusammenhang ausgesprochen wird. Schon in der Schreibweise zeigt sich die jeweilige Einstellung: Zu manchen Zeiten wird alles mit großen Buchstaben geschrieben: „HERR“, „DU“ usw. zu anderen Zeiten wird „gott“ mit kleinem Anfangsbuchstaben geschrieben. Der Band „Das Schnarchen Gottes“ besteht zum großen Teil aus zorniger und höhnischer Ablehnung, Ablehnung, Beschimpfung Gottes. Auch hier finden wir wieder die diesen ganzen Band kennzeichnende Hemmungslosigkeit: „Der liebe Gott schimpft von der Kanzel und die Bibel, sein Geschäftsbuch ist schmutzig.“ — „Gott! du roter Gewaltkerl, zerschmeißt, zerhaust uns! du roter Mistlehrer, eifernder Zebaoth, laß deine Sintflut regnen! klatsch Berge auf die Städte — metzle Länder und Sterne — mich läßt du kalt!“ — „Für was solltest du denn überhaupt diesem netten lieben Gott danken???“ „Gott glaubt, wir sehns nicht, wenn er uns armen blinden Bettlern lauter falsches Geld gibt und wir freun uns noch. Na, da irrt sich der gute alte Gauner“². — Bezeichnend ist die Schlußbemerkung zu diesem Band: „Bemerkung für Justizbefflissene: Es ist hier der Gott Jupiter, genannt Mayer, gemeint. Mithin ist es ein Privatgott Haringers. Bitte das zu beachten und keiner Verwechslung zum Opfer fallen.“ — Zu anderen Zeiten ist es nicht das Dasein Gottes, das abgelehnt wird, sondern es wird nur seine Erbarmungslosigkeit, sein Hinweggehen über menschliche Wünsche und menschliche Nöte beklagt: „Hat jeder gebetet, warum hat ihn sein Gott nie erhört?“ —

„DER mich in den Kot geschlachtet,
Ach was hilfts wenn ich ihm fluch —
Weiß doch, daß er mich verachtet,
Mich zeretztes Steuerbuch“³.

Manchmal freilich ist Haringers Gottesglaube ein reiner, kindlicher Glaube und er findet kindliche Worte in der Hoffnung auf Gott und zu

¹ Die Einsiedelei, XXXI, S. 34. — ² Schnarchen Gottes, I, S. 17, 35; II, S. 12, 27. — ³ Heimweh, S. 121; Schnarchen Gottes, I, S. 27.

seinem Preis. Es ist bei oberflächlicher Betrachtung beinahe unglaublich, daß die folgenden Beispiele aus dem Werk desselben Dichters sind, wie die früher genannten: „Und Gott ist ja auch nah, glaub nur an ihn! Wenn du glaubst, ist er da und hilft dir und mir und uns allen.“ — „Wir Toren nur, wiewohl es jeder Strauch uns lächelt, sehn Gott vor lauter Sternen nicht.“

„Und doch, wenn Du's auch noch nicht lohnst —
Ich weiß, daß Du in Himmeln thronst,
Ich weiß, daß Du mich doch noch liebst —
Und mir für alles Sterne gibst.
Drum Herz sei froh und fromm und still,
Geschieht doch nur, was Gotte will.“ —

„Wenn Einer keine Heimat fand,
Und Alles ihm mißlang —
Liegt Alles doch in Gottes Hand,
Was bist Du müd und bang!
Laß Alles gehn! Es wird doch dann
Doch Alles wieder gut,
Wenn Keiner Dir mehr helfen kann,
Bist Du in seiner Hut!
Und seine Sterne leuchten Dir,
Und trösten Dich in Schlaf,
Und sind auch Alle schlecht zu Dir —
Schlaf ein, sei still, sei brav!
Und morgen, wenn Du aufwachst, schau!
Ist Alles dann vorbei —
Und die Welt ist neu und der Himmel blau,
Und Dein Herz voll Schwärmerei.“

„Du lieber Gott! du läßt mich nicht verkommen
in diesem eklen Polizistenmist,
Und ist mein kleines Herz auch fast verglommen —
Was tuts, wo Du mir Herd und Heimat bist“¹.

Aber wahrscheinlich ist es so, daß auch die Zornausbrüche gegen Gott nur ein Zeichen von Haringers ständigem Gottsuchen sind. Er selber hat es in manchen Augenblicken so gesehen. Das zeigen uns die folgenden Zeilen:

„Ehrliche Fäuste liebt Gott oft mehr
Als betende Hände, die lügen so sehr“².

Und es ist sicher kein Zufall, daß Haringer als Motto zu seinem Band „Das Schnarchen Gottes“, die Worte Meister Eckharts gewählt hat: „Selbst wer Gott lästert, lobt Gott.“

Wir sehen in dieser verschiedenen und immer wieder wechselnden Einstellung zu Gott die inneren Kämpfe einer starken, eigenartigen

¹ Die Einsiedelei, XXXI, S. 33; Der Reisende, S. 21, 38, 59; Schnarchen Gottes, I, S. 36. — ² Der Reisende, S. 9.

und gewiß sehr seltenen Persönlichkeit, aber wir sehen nichts Krankhaftes. Es ist durchaus nicht nötig, ein pathologisches Geschehen anzunehmen, da sich hier alles auch ohne ein solches begreifen läßt. Lediglich die Form, in der Haringers Gottesbeurteilung zum Ausdruck kommt, fällt vielfach aus den Grenzen des Normalen. Hier müssen wir, wie so oft schon früher, feststellen, daß dafür eine der Impulsstörungen, die Erregung maßgebend ist.

Aus den bisherigen Auseinandersetzungen geht mit Eindeutigkeit hervor, daß Haringer dem schizothymen Konstitutionskreis angehört, wobei wir unter schizotym mit *Kretschmer* einen allgemeinen Biotypus verstehen, also eine charakterologische Bezeichnung, die mit der Frage: gesund oder krank nichts zu tun hat. Ich weiß sehr wohl, daß ich mir hier vom medizinischen Standpunkt eine Ungenauigkeit zu schulden kommen lasse. Denn wenn auch *Kretschmer* und seine Schule zwischen dem normalen Schizothymen und dem geisteskranken, also dem Schizophrenen nur graduelle Unterschiede anerkennen, stehen die meisten Psychiater (und ich möchte mich ihnen anschließen) auf dem Standpunkt, daß zwischen der normalen Variante der Schizothymie einerseits und der Schizophrenie andererseits ein prinzipieller, unüberbrückbarer Unterschied besteht, insofern bei dieser eine pathologische Veränderung hinzukommt, die ihrerseits erst zur Geisteskrankheit führt. Wenn ich dennoch auf diese Frage hier nicht eingehe, so geschieht das deshalb, weil die Stellung einer Diagnose mit den uns interessierenden Problemen nur wenig zu tun hat. Viel wichtiger ist uns die Zuordnung unter den Biotypus, als die Frage: gesund oder krank. Vielleicht darf ich hier an die Worte von *Jaspers* erinnern: „Der Geist steht jenseits des Gegensatzes von gesund und krank.“

Zweiter Abschnitt.

Dieser Teil der vorliegenden Schrift soll der Untersuchung gewidmet sein, *worauf* die Wirkung von Haringers Dichtung beruht, *was* uns an ihr schön erscheint, *welches* die Kräfte sind, durch die sie wirkt. Während wir im ersten Abschnitt bestrebt sein mußten, uns in ästhetischer Beziehung jedem Eindruck von Haringers Dichtung zu entziehen, werden wir hier nicht mehr darauf zu achten haben; wir werden uns hier im Gegenteil jedem derartigen Eindruck hingeben.

Die Beurteilung von Haringers Schaffen ist, wie schon in der Einleitung erwähnt wurde, eine sehr verschiedene. Entschiedene Ablehnung von ernst zu nehmender Seite konnten wir nirgends feststellen. Dagegen gibt es eine Anzahl führender Literaturhistoriker, die in einschlägigen Werken nicht oder kaum Notiz von Haringer nehmen. Auf der anderen

Seite steht ein Kreis von Anhängern, die Haringer bewundern, ja anbeten. Es gibt zahlreiche, natürlich meist dilettantische Lyriker, die ganz unter seinem Einfluß stehen, und es gibt schließlich viele Literaten und Literaturhistoriker und -kritiker von Ruf, die Worte des Lobes und zum Teil der höchsten Bewunderung für diesen Dichter finden. Ich glaube, jeder lyrisch Interessierte wird einem Teil von Haringers Werk fremd bleiben, weil sich zu diesem Teil des Werkes keine Beziehung finden läßt und weil es unserem Verständnis für immer verschlossen bleiben muß. Aber schon in diesem Teil des Werkes werden sich immer wieder Partien, manchmal nur eine Zeile oder ein Satz finden, die uns ergreifen und zu Herzen gehen werden. Die anderen, unserem Verständnis ganz oder fast ganz zugänglichen Gedichte sind natürlich von verschiedenem Wert in ästhetischer Beziehung. Aber ich muß gestehen, daß ich bei der Lektüre von Haringers Gedichten immer wieder erschüttert bin, und daß es Gedichte gibt, die für mich zu dem Schönsten gehören, was in der Lyrik jemals geschaffen worden ist.

Für den Psychopathologen ist nun die Frage naheliegend, ob diese Wirkung von Haringers Gedichten auf seiner Persönlichkeit beruht, die von vorneherein vorhanden war, und die durch die psychopathologischen Veränderungen, welche im ersten Abschnitt analysiert worden sind, gewiß wesentlich verändert, aber doch nicht vollständig anders geworden ist, oder ob es nicht etwa allein oder zum großen Teil gerade diese psychopathologischen Veränderungen sind, die diese Wirkung hervorrufen. Bei oberflächlicher Betrachtung wäre man vielleicht schnell geneigt, die Frage im ersten Sinn zu beantworten, also anzunehmen, daß die Wirkung von Haringers Gedichten nicht *wegen*, sondern *trotz* der psychopathologischen Veränderungen zustande kommt. Je deutlicher nämlich die Impulsstörungen hervortreten, um so stärker wird im Leser, der für psychopathologische Fragen Interesse hat, dieses Interesse geweckt, in dem dafür nichtinteressierten Leser der Eindruck des Kuriosen hervorgerufen; je mehr die Denkstörung hervortritt, um so unverständlicher und fremder wird uns das Werk. Daraus aber den Schluß ziehen, daß die ästhetische Wirkung der Gedichte um so geringer ist, je stärker die psychopathologischen Störungen hervortreten, hieße die anderen psychopathologischen Veränderungen, vor allem die bezeichnende Grundstimmung und die Ichstörung übersehen.

Doch bevor darauf eingegangen wird, seien einige Worte über Haringers Sprache gesagt. Zweifellos ist die Sprache in seinen Gedichten oft außerordentlich kunstvoll, die Verse ausgezeichnet gefügt, der Reim klingend; wir haben es in solchen Gedichten mit einer ausgesprochen „musikalischen“ Sprache zu tun. Es finden sich, besonders im Bändchen „Abendbergwerk“, Gedichte, an denen lediglich die Form, der Klang ihrer Sprache fesselt. So oft ich diese Gedichte gelesen habe, war es mir schwer, mich ihrem klanglichen Zauber zu entziehen und meine

Aufmerksamkeit ihrem Inhalt zuzuwenden. Gerade in diesen Gedichten konnte ich freilich nur selten einen verständlichen Zusammenhang finden. Folgende Zeilen aus dem Gedicht „Tanzender Tor“ zeigen das deutlich:

„Müd wandeln Regen durch Schnee und Korn,
o Freundin, dein Lächeln strömt Nacht —
Ward auch ein einsamer Stern geboren! —
Sein schimmernder Blick streift entfacht
Des Knaben Weinen im Blauen — o
Vom Mond dunkeln Klänge und Flut —
Und die letzten Stunden, sie schauen so —
dämmern traurig voll lenzlieber Glut.“

Vielleicht noch deutlicher zeigt sich dieser klangliche Zauber beim Fehlen verständlicher Zusammenhänge im Gedicht „Pergolese“ in demselben Bändchen.

„Daß unser Schicksal so traurig wär —
tränke um sternige Flur!
Kälter der Gott und so schaurig leer
strömten wir Liebende nur.
Ach Deine Kindheit wie blutende Scham —
litt fast müdewige Frucht:
ob auch der rettende Herzvogel kam —
uns pflückt verzweifelt Weltflucht.
Süße! Dein Tanzen blaßt gülden ums Tor,
o vor Altären im Meer
jubilnd todbangende Flöten empor — —
Schwester!! — — Der Sommer spielt schwer —

Aber nicht immer sind Haringers Verse so kunstvoll gefügt, und manchmal sind sie rhythmisch durchaus nicht auf der Höhe und es kommen selbst in den besten Gedichten nicht selten Zeilen vor, die sich rhythmisch absolut nicht dem übrigen Gedicht einfügen und manchmal sogar als störend empfunden werden. Auch der Reim ist nicht selten ungeschickt (z. B. rührend — verwirrend; sitzen — glitzern; verworren — geboren usw.). Auch der häufige Gebrauch von „ach“ und „o“ als Flickwörter wirkt manchmal störend. Daß es sich hier tatsächlich um Flickwörter handelt, ist außer an dem häufigen und nicht immer durch den Inhalt bedingten Gebrauch, vor allem auch daran zu erkennen, daß sie sehr selten in Gedichten verwendet werden, die in freien Rhythmen geschrieben sind, und um so seltener, je weniger gebunden die Form ist.

Dies alles haben wir hervorgehoben, um zu zeigen, daß die Sprache, der Klang der Haringerschen Gedichte, trotzdem sie manchmal eine hohe Vollendung erreichen, gewiß nur zum kleinen Teil die Wirkung der besten Gedichte begreiflich machen.

Worauf beruht nun diese Wirkung? An den Eingang unserer Arbeit haben wir drei Gedichte gestellt und uns bemüht, das ihnen Gemeinsame

zu finden. Wir konnten feststellen, daß sie alle die gleiche Grundstimmung durchzieht, und haben diese Grundstimmung analysiert. Einsamkeit, Verlassenheit erfüllt beinahe alle Haringerschen Gedichte. Immer ist etwas Fremdes da, ein Abgrund zwischen ihm und uns, der sich nicht überbrücken läßt. Was jenseits dieses Abgrundes ist, können wir nie ganz erfassen, aber wir ahnen, daß es trostlose, unentrinnbare Einsamkeit ist. Und diese Einsamkeit wirkt immer ergreifend, weil wir ihre Unentrinnbarkeit immer erkennen oder doch ahnen. Und ergreifend wirken die immer wiederholten Versuche, dieser Einsamkeit zu entfliehen, sich als ein Glied in die Kette der Anderen einzufügen, ein Teil des Ganzen zu sein. Diese Versuche müssen mißlingen, die Einsamkeit Haringers ist nicht durch das Verhalten der Anderen bedingt und auch nicht durch die Mißgunst des Schicksals — wie Haringer es sich selbst manchmal einreden will —, sondern sie liegt in ihm selbst, in seinem Wesen. Wäre es so, daß wir die Verlassenheit des Dichters als eine zufällige ansehen könnten, so könnte wohl unser Mitleid erweckt werden, der Näherstehende könnte auf den Gedanken kommen, zu helfen — aber nie könnte unsere Ergriffenheit so tief sein; nur die Unentrinnbarkeit des Verlassenseins, die absolute Unmöglichkeit, daß es anders wird, kann uns so sehr erschüttern. Und so muß auch die Klage um die Kinderzeit (die, wie wir wahrscheinlich machen konnten, ihre Wurzeln in der Grundstimmung hat), ergreifend wirken, als eine Klage um ein endgültig und für immer verlorenes Glück. Es ist überaus bezeichnend, daß in jenen Gedichten, die unserem Verständnis nur wenig zugänglich sind, doch immer wieder plötzlich einige Sätze aufleuchten, die uns ergreifen — und diese sind dann entweder eine Klage über die Einsamkeit oder eine Klage über die verlorene Kindheit: „Wochen lebt ich keusch, nur eine kleine magdliche Gnade! Ein neues Leben begann ich, aber der Tod mag nicht und nicht mal eine Hur lief mir übern Weg. Du lieber Himmel! freilich verrecken muß man so oder so . . . aber ich blieb keusch und dacht der Bäufer, der Heiligen — und vielleicht belohnt mich eine goldne Unbekannte der Kindheit! O ihr Götter, ihr wißt, daß ich stark blieb, ich hungerte, lebte in elender Mietsbude mit tausend Höllengeräuschen, Grammofone plärrten, Radio grunzte, Verliebte verschweinten, Kinder zersägten mein Hirn, ich aber betete bis plötzlich mich wieder Erinnerung packte an zwei tote Mädchen und es geschah, daß das Fleisch mich würgte, immer wieder, einmal, zweimal, dreimal, viermal . . . — ewiglich! und ich sank nieder, müde der Vorsätze, des sogenannt besseren Lebens — ich pfeif drauf, ich bin ja so wie so verdammt! verflucht ohne Kuß, ohne weiße Mädchen, ohne ein Hirtenlied; ich pfeif auf euch alle, Alles — alles verließ mich!“¹ Hier können wir gewiß nicht alles verstehen, dennoch ergreift uns auch hier das Leid der Einsamkeit. Nicht anders ist es mit

¹ Schnarchen Gottes, II, S. 9f.

dem folgenden Satz, der auch nicht unserem restlosen Verständnis zugänglich ist, und der uns doch berührt: „Da drängt der Frühling nun ein blaues Leben in eines Kindersonntags strahlend Licht“¹. Wir wollen die Beispiele nicht fortsetzen; jedem Leser werden selbstverständlich andere als bezeichnender erscheinen, aber jeder der den Sinn für die Erfassung dieser Verlassenheit hat, wird viele finden.

Wie Haringer selbst diese Fremdheit bei den *Anderen* sieht, zeigt uns das folgende Gedicht:

Mia ².

Meine Mutter war eine stolze Frau,
Aber sommerschön und kalt;
sie war so hold und wintergrau.
so jung und doch so alt!
Im Kino weinte sie oft und tat
sich grämen um einen Hund —
aber mein armer Vater hat
sich erschossen im kühlen Grund.
Sie trug kein Herz. Nur manchmal kam
ein Mitleid stolz heraus,
Wenn das Schicksal oft ihr das Liebste nahm,
sie machte sich nichts draus.
O Mutter wie war dein Antlitz schön
und dein Herz wie Eis und Stein!
Du hast gelächelt über ein Flehn
und geweint über roten Wein . . .
Eine Freundin war ihr viel lieber als
Vater und ich und Gott
und ihr Wort war ihr mehr als ein Tränenfall
und ihr Herz war mein Schafott!
Meine Mutter brach in Tränen aus
Über ein Herbstlied im Mai,
Aber uns hat die Sehnsucht nach ihr verbrannt
während sie bei der Zeitung geweint.
Und eh ein gutes Wort sie gab
würde der Tag zur tiefsten Nacht.
O Mutter ein gutes Wort ach schau
hätt alles gut gemacht.
Und uns war sie fremd und stolz und kalt,
Sonst war sie Allen nah,
Und ich hab sie doch so lieb, so lieb
und stirb weil sie nimmer da!

Hier ist eine vorzügliche Charakteristik einer ausgesprochen schizoiden Persönlichkeit. Eine Eigenschaft kennzeichnet die „Mutter“ dieses Gedichtes vor allem: Die Gefühlskälte. Mit allen möglichen Worten wird diese Kälte gekennzeichnet: „kalt“, „wintergrau“, „sie trug kein Herz“, ihr Herz war „wie Eis und Stein“, „uns war sie fremd und stolz und kalt“, was immer ihr widerfuhr, „sie machte sich nichts draus“.

¹ Heimweh, S. 140. — ² Heimweh, S. 32.

Aber doch ist nicht jedes Gefühl in ihr abgestorben, ihre Gefühlsregungen sind nur anders, als man sie erwarten sollte, sie sind unserem normalen Fühlen fremd. Es hat sie kalt gelassen, wenn ihr das Schicksal das Liebste genommen hat, sie hat über ein Flehen gelächelt, keine Tränen konnten sie rühren — aber sie konnte sich um einen Hund grämen und konnte in Tränen ausbrechen über ein Herbstlied im Mai. — Ich kenne keine bessere künstlerische Schilderung eines schizoiden Menschen. Und wie stellt sich der Dichter zu dieser Persönlichkeit, deren Fühlen sich nicht nachfühlen läßt: Auch hier ist er von der Unmöglichkeit erschüttert, dieser Fremdheit zu entfliehen: „Und ich hab sie doch so lieb, so lieb und stirb weil sie nimmer da!“

Tief ergriffen werden wir auch von der Ichstörung. Über die Beziehungen dieser Störung zur Grundstimmung war im ersten Abschnitt die Rede; sie sollen uns nicht weiter beschäftigen. Hier müssen wir feststellen, daß dieses Fremdheitsgefühl, dieses „ich bin ein Anderer“, und vor allem die Entstehung dieses Gefühls, das sich selbst Fremdwerden uns erschüttert. Und auch hier ist es wieder die Unentrinnbarkeit, die Unmöglichkeit, dieses Gefühl irgendwie zu beeinflussen, welche die Wirkung so stark werden läßt. Und auch hier wieder ergreift uns die Klage um die für immer verlorene Zeit, um das Vorher, das nicht mehr wiederkommen kann:

„Einmal war das Leben noch Leben und kindliches Hoffen im Blick;
wahr noch Tauben am Weg und in Lauben Musik;
Einmal warst Du da und Ich auch und nun bin ich so weit . . .
Ich weiß nimmer wo, ich glaub ich bin schon in der Ewigkeit“¹

Wir haben im ersten Abschnitt gesehen, daß *Haringer* oft mit sich unzufrieden ist. Seine Einsamkeit, seine fehlende Verbundenheit mit den Menschen sieht er meist als Fehler und sie wird ihm zur Quelle einer geringen Selbsteinschätzung. Aber andererseits sind es dieselben Eigenschaften, die ihm das Wissen geben, daß er seinen Weg allein machen müsse, daß er auf sich selbst gestellt sei, und dieses Wissen gibt ihm wieder ein gewisses Selbstvertrauen und manchmal sogar eine geradezu stolze Haltung. Diese Mischung aus Geringschätzung der eigenen Person und Stolz tritt immer wieder zutage: In der Selbstbetrachtung, in der Einstellung zur Gesellschaft, in der Einstellung zu den Frauen, hier vielleicht am ergreifendsten. Immer wieder sagt er sich, daß er mehr wert ist als die vielen durchschnittlichen und gewöhnlichen Bürger. Aber dennoch ist er voll Dankbarkeit, wenn er sich Eine zugetan weiß und glaubt nicht daran, daß eine Zuneigung zu ihm von Bestand sein kann:

„O es war zu schön . . .
Doch auch DU wirst gehn,
Wirst verlöschen wie ein kleiner Stern.

¹ Heimweh, S. 77.

Sei bedankt und bleib
 Noch die Abendzeit,
 Ach bald bin ich alt und tot und fern“¹.

So haben wir gesehen, daß die Wirkung von Haringers Gedichten durchaus nicht unabhängig ist von den psychopathologischen Veränderungen, und daß diese nicht eine Zugabe sind, welche die Wirkung beeinträchtigen, aber nur deshalb nicht ganz aufheben können, weil sie etwa nicht tiefgreifend genug sind. Wir haben erfahren, daß im Gegenteil erst das Hinzutreten der psychopathologischen Veränderungen dem Werk Haringers jene Tiefe gibt, die wir nicht ganz durchschauen können und es mit jenem zarten Schleier umgibt, der die letzte Klarheit verhüllt, aber alles in zauberhaftem Licht erscheinen läßt.

Sind wir nun der Meinung, daß den psychopathologischen Veränderungen ein wesentlicher Teil an der Wirkung von Haringers Werk zukommt, so müssen wir uns fragen, ob es sich bei anderen Dichtern desselben charakterologischen Typus nicht ähnlich verhält, d. h. ob nicht die Wirkung ihrer Werke ähnliche psychologische Ursachen hat. Zum Vergleich wollen wir zwei Lyriker heranziehen, bei denen zwar nicht von einer *psychopathologischen* Analyse gesprochen werden kann, weil hier gewiß keine krankhaften Veränderungen im medizinischen Sinn vorliegen, deren Zugehörigkeit zum schizothymen Kreis aber zweifellos ist.

*Hermann Hesse*².

Suchen wir uns aus Hesses Jugendwerken ein Bild von seiner damaligen Persönlichkeit zu machen, so sehen wir einen verträumten Jüngling vor uns, der sehnsuchtsvoll die Wolken besingt, der hingegeben dem Wind in den Bäumen und dem Rauschen der Blätter lauscht, dessen Lebensinhalt endlose Wanderungen in irgendwelche blauen, ungekannten Fernen darstellen. Schon beim jungen Hesse finden wir nirgends ein naives Erfassen des Lebens, und das, was, wenigstens nach weithin verbreiteter Meinung, Kennzeichen und Vorrecht der Jugend ist: Eine rasche und bedenkenlose Einstellung jeder Situation gegenüber, ein Leichtnehmen, ein Nichtfragen nach dem was nachher kommt, — alles das geht dem jungen Hesse ab. Schon frühzeitig fühlt er sich alt werden und merkt wie ihn die heitere und glückselige Ruhe seiner Kinderjahre verläßt:

„Ich wandle müde und bestaubt,
 Und hinter mir bleibt zögernd stehn
 Die Jugend, neigt das schöne Haupt
 Und will nicht fürder mit mir gehn.“

¹ Der Reisende, S. 67. — ² Die Gedichtproben sind im wesentlichen folgenden Werken entnommen: *Gedichte* (Berlin: G. Grote), *Musik des Einsamen* (Heilbronn: Salzer), *Trost der Nacht* (Berlin: S. Fischer), *Wanderungen* (Berlin: S. Fischer), *Krisis* (Berlin: S. Fischer).

Aber seine Weggenossen sind wirklich nur Wasser, Wolken und Berge und wenn es einmal ausnahmsweise ein Mensch ist, dann ist das nur für ganz kurze Frist. Wir zitieren hier, was Hugo Ball in seiner Hessebiographie¹ über den Hesse des „Camenzind“ zu sagen weiß. Ball berichtet, daß Hesse damals vom „internationalen Getriebe“ nur wenig gekannt habe. „Die Bergwelt aber, die er aufstellt, diese unberührte, gewaltige, noch lange nicht genug Philosophie gewordene Welt der Ur-eindrücke und Urgefühle; der großen, langsamen, tragischen Bewegung; der Schneefahrenreinheit, der unbeweglich ruhenden Chimären — sie kennt Hesse, schon damals. Sie hat er studiert vor der Hammetschwand und dem Pilatus, vor dem Bürgenstock und dem Rigi. Hier in dieser Urwelt beheimatet er sich. So möchte er sein: wie die Berge sind und der Föhn; wie der kristallene See, in dem die Riesenhäupter sich spiegeln; wie die kärgliche Einsamkeit, die sich da oben abspielt. Von hier aus möchte er hinuntersteigen zu den Menschen und ihren mancherlei Schicksalen. Nein sagen und ja sagen, den Kopf schütteln über all der Narretei und wieder zurückkehren auf seine Matte, in sein kleines Nimikon, wo er jeden Regentropfen und jedes Sonnenstäubchen, jeden Dachziegel und jede verirrte Krähe kennt.“

Nach schweren inneren Konflikten, deren Frucht vor allem der Roman „Demian“ ist, hat sich Hesse nur langsam zur Reife seiner späteren Jahre emporgearbeitet. Über diese spätere Zeit hat er selbst, gelegentlich seines 50. Geburtstages, geschrieben: „In meinem Leben haben stets Perioden einer hochgespannten Sublimierung, einer auf Vergeistigung zielenden Askese abgewechselt mit Zeiten der Hingabe an das naiv Sinnliche, ans Kindliche, Törichte, auch ans Verrückte und Gefährliche. Jeder Mensch hat dies in sich. Ein großer Teil, ja der allergrößte Teil dieser dunkleren, vielleicht tieferen Lebenshälfte ist in meinen früheren Dichtungen unbewußt verschwiegen oder beschönigt worden. Der Grund zu diesem Verschweigen lag, wie ich glaube, nicht in einer naiven Verdrängung des Sinnlichen, sondern in dem Gefühl der Minderwertigkeit auf diesem Gebiete. Ich verstand mich auf das Geistige im weitesten Sinne besser als auf das Sinnliche; im Denken oder Schreiben konnte ich mit einer Auswahl hochstehender Zeitgenossen den Wettlauf aufnehmen, im Shimmy-Tanzen und den Künsten des Lebemanns dagegen war ich ein Barbar, obwohl ich wußte, daß auch diese Künste wertvoll sind und zur Kultur gehören. Mit zunehmenden Jahren mußte auch diese bisher unterschlagene Lebenshälfte ins Licht des Bewußtseins und der Darstellung gerückt werden.“ So stellt sich nun auch der spätere Hesse in seinen Gedichten dar: Auf der einen Seite die „auf Vergeistigung zielende Askese“, die Hingegebenheit an das All, als dessen Teil er sich fühlt, die dunkle Sehnsucht nach der „Urmutter“, von der wir alle

¹ Ball, Hugo: Hermann Hesse (Berlin: S. Fischer).

herkommen und in die wir wieder eingehen müssen — auf der anderen Seite die Versuche, aufzugehen im Getriebe der Welt, im lärmenden Kreis, beim Wein, mit Frauen. Aber es ist kein Zufall, daß auf der einen Seite eine Weltanschauung entsteht, die sich immer klarer und reiner entwickelt und deren Hesse — wenigstens teilweise — immer gewiß ist, auf der anderen Seite aber eben immer nur Versuche. Denn, daß er es „im Shimmy-Tanzen und den Künsten des Lebemanns“ nicht weit gebracht hat, liegt eben darin, daß zu diesen Künsten selbstverständlicher, naiver Kontakt mit den Menschen gehört, eine Fähigkeit zur Geselligkeit, die von vornherein vorhanden sein, an der nicht erst mühsam gebaut werden darf. Daran aber hat es dem im Grunde stets einsamen Dichter, der den Anderen nie ganz nahe kommen konnte, gefehlt.

So sehen wir auch hier die Einsamkeit, das fehlende Mitschwingen des Gefühls in der Einstellung zu den Menschen, als eine der Wurzeln von Hesses Werk. In der Lyrik des jungen Hesse fließt diese Einsamkeit zusammen mit der Hingegebenheit an die Natur, an Berge und Wolken und Wälder:

„Es führen über die Erde	Den letzten Schritt mußt du
Straßen und Wege viel,	Gehen allein.
Aber alle haben	
Dasselbe Ziel.	Drum ist kein Wissen
	Noch Können so gut,
Du kannst reiten und fahren	Als daß man alles Schwere
Zu zweien und zu drein,	Alleine tut.“

Er sehnt sich nach Stille, nach Vergessen:

„Und ringsum Schnee und Gletschereis
 Und steile Berge Wand an Wand,
 Dahinter traumhaft weit und weiß
 Das tief verschneite Oberland.
 Und langsam setz ich Schuh um Schuh
 Auf Fels und schneeverwehten Grund
 Und wandere den Gletschern zu,
 Die kurze Pfeife schräg im Mund.
 Vielleicht daß dort fern aller Welt
 Im blauen Licht von Eis und Mond
 Der süße Friede, der mir fehlt,
 Und Schlummer und Vergessen wohnt.“

Er weiß: Überall ist Ruhe, Glück, Liebe, nur er hat nicht Herd und Heimat und wird sie nie finden, seine Heimat ist über den Bergen, jenseits, in unerreichbaren Fernen:

„Ich bin in diesen Mauern
 Der einzige fremde Mann zur Stund,
 Es trinkt mein Herz mit Trauern
 Den Kelch der Sehnsucht bis zum Grund.

Wohin der Weg mich führet,
Hat überall ein Herd gebrannt;
Nur ich hab nie verspüret,
Was Heimat ist und Vaterland.“

Er hat die Heimat verloren und irrt umher:

„Über den Himmel Wolken ziehn,
Über die Felder geht der Wind,
Über die Felder wandert
Meiner Mutter verlorenes Kind.
Über die Straße Blätter wehn,
Über den Bäumen Vögel schrein —
Irgendwo über den Bergen
Muß meine ferne Heimat sein.“

Und auch hier sehen wir — ähnlich wie bei Haringer —, die Sehnsucht nach der verlorenen Kinderzeit erwachen: Damals war alles gut, Kinderhoffen, Kindergebet — heute ist das alles verloren:

„Es wird dir sonderbar erscheinen,
Daß ich zuweilen wie ein Knabe
Nicht schlafen kann vor lauter Weinen
Und bitterlich das Heimweh habe.
Und daß ich tagelang in Träumen
Hinschleudre mit geheimem Leid
An fremden, stillen Gartensäumen,
Gedenkend meiner Kinderzeit . . .

Die Anderen — das sind jene, die es leichter haben, denen alles ohne Kampf gegeben ist: Glück, Heimat, Freunde. Freilich, manchmal weiß er, daß auch die Anderen suchend umherirren, daß ein Schiff durch die kühle Nacht ein Gestade sucht, daß ein Frauenarm sich liebesuchend in das Kissen preßt, und er schickt einen Gruß an die Brüder, an die „armen Menschen nah und ferne“, an die „Schiffer ohne Stern und Glück“. Diese Einsamkeit, die alle und alles, Menschen und Bäume und Dinge umgibt, aus der es kein Entrinnen gibt, hat ihre klarste Gestaltung gefunden im Gedicht

„Im Nebel.“

„Seltsam, im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein,
Kein Baum sieht den andern,
Jeder ist allein.

Voll von Freunden war mir die Welt,
Als noch mein Leben licht war;
Nun, da der Nebel fällt,
Ist keiner mehr sichtbar.

Wahrlich keiner ist weise,
Der nicht das Dunkel kennt,
Das unentrinnbar und leise
Von allen ihn trennt.

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamsein.
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein!“

Auch die Liebe, wie sie in den Gedichten jener Zeit erscheint, ist eine Liebe von der Ferne, eine Liebe, die durch die Träume geht, an der man

leidet. Sie zieht wie ein vergangenes, für immer verlorenes und doch unvergeßliches Leuchten durch die Elisabethlieder. Die geliebte Elisabeth und Botticellis Flora sind ein Wesen.

„Ich liebe Frauen, die vor tausend Jahren
Geliebt von Dichtern und besungen waren.
Ich liebe Städte, deren leere Mauern
Königsgeschlechter alter Zeit betrauern.
Ich liebe Städte, die erstehen werden,
Wenn niemand mehr von heute lebt auf Erden.
Ich liebe Frauen — schlanke, wunderbare,
Die ungeboren ruhn im Schoß der Jahre.
Sie werden einst mit ihrer sternebleichen
Schönheit der Schönheit meiner Träume gleichen.

Auch hier also wieder die Fremdheit, die Unfähigkeit, das Leben naiv und selbstverständlich zu ergreifen.

Diese Einsamkeit hat Hesse nie verlassen, auch nicht in den Zeiten des „Shimmy-Tanzens“ und der „Lebemannskünste“. Freilich hat er seine Einstellung zu ihr oft geändert. Es gab Zeiten, in denen er sich ihr in die Arme geworfen, in denen er sie in endlosen Wanderungen ausgekostet hat. In solchen Zeiten hat er gewußt, daß die Berge in der Ferne, daß die im Mondschein leuchtende Straße Trug sind, daß es hier keine Erfüllung gibt — und doch mußte er immer wieder diese Wege gehen:

„O brennende Welt, o du weißes Weib am Balkon,
Bellender Hund im Tal, fernrollende Eisenbahn,
O wie loget ihr, o wie bitter betrogt ihr mich schon,
Dennoch seid ihr noch immer mein süßester Traum und Wahn.
Oft versucht ich den Weg in die schreckliche „Wirklichkeit“,
Wo Assessor, Gesetz, Mode und Geldkurs gilt,
Aber einsam entfloh ich immer, enttäuscht und befreit,
Dort hinüber, wo Traum und selige Narrheit quillt.“

Später, auf der Höhe des Lebens stehend, hat Hesse tief erkannt, daß es keine Erfüllung und kein Ziel geben kann, daß aber dennoch jedes kleinste Geschehen einen tiefen Sinn hat. Jetzt bekommt auch die geschmähte „schreckliche Wirklichkeit“ der Menschen für ihn ihren Sinn, denn auch die geldzählenden Händler und die Zeitung lesenden Bürger sind ein Teil des Ganzen und auch dieser Dinge „kann der Weltgeist nicht entraten“. Die Versöhnung mit dem Getriebe der gesellschaftlichen Ordnung hat jedoch nichts mit seiner gefühlsmäßigen Einstellung zu tun; diese bleibt kalt und fremd: Es ist bloß ein verstandesmäßiges Einbauen der menschlichen Gesellschaft in ein allgemeines Weltbild.

Wie steht es nun mit der anderen Seite von Hesses Wesen in dieser Lebensphase, wie kommt er den „Künsten des Lebemanns“ nach? Wir haben schon gesagt, daß es sich hierbei immer nur um Versuche handelt. Er bemüht sich, unter Menschen zu kommen, läßt sich in

„achtbare Häuser“ einladen, besucht Bars, tanzt zur Onestepmusik. Meist mißlingen die Versuche sehr schnell. Aus dem „achtbaren Haus“ läuft er gleich nach Tische weg in ein Wirtshaus und fängt zu trinken an. Kleidet er sich an, um im Smoking auszugehen, so erblickt er plötzlich im Spiegel sein bleiches Gesicht und weiß:

„All dein Bemühn ist doch vermutlich eitel,
Du bleibst in dieser Welt doch immer fremd;
Und einmal wird der Wald zurück dich reißen,
Der Bach, der Regen, Sterne, Berge, Seen,
Du wirst den hübschen Plunder von dir schmeißen
Und noch einmal die alten Wege gehn,
Wirst wieder wandern, schweifen, schauen dürfen,
Den Becher Einsamkeit zu Ende schlürfen
Und sterben in der Wildnis ungesehn.“

Hält er einmal, leicht betrunken, ein Mädchen in den Armen, fühlt er sich fremd und alt und fragt sich, was er hier will,

„Wo Sherry fließt und Würfelbecher stehn,
Ich will zum Wassermann und zu den Fischen
Und heim in das gewohnte Elend gehn.
Verschwinde, Clown, aus dieser heitern Runde,
Wo Leichtsinn blüht und junge Schönheit lacht.“

Sitzt er bei Jazzmusik, so beneidet er den Saxophonbläser und den Vortänzer, „der Ladenmädchen Held und Ideal“. Denn er weiß genau, daß er hier immer Fremdling und Gast bleiben und nie „die Strahlenden, die Götter dieser Erde“ erreichen wird. Diese Versuche, sich dem lärmenden Getriebe der Menschen einzufügen, müssen freilich schließlich zum völligen Zusammenbruch führen:

„O so in später Nacht nach Hause gehen,
Verliebt, verschmäht, von keinem Kuß beglückt,
Und in die bleichen Himmelfelder sehen,
Wo der Orion traurig erdwärts rückt!
Und dann daheim, von Licht und Bett empfangen,
Sich niederlegen einsam und betrogen,
von schweren Wünschen hin und her gezogen.
Umsonst nach Schlaf, nach Traum, nach Trost verlangen.
Voll Trauer über ein verschwendet Leben
In Schächten der Erinnerungen schürfen
Und wissen, daß nur Ein Trost uns gegeben:
Dem Lebenmüssen folgt das Sterbendürfen!“

Bestenfalls bringt er es fertig, über all das zu lachen, oder „auf mich, auf euch, auf alle Welt zu pfeifen!“ Nur ganz selten, an gnadenvollen Tagen, nimmt er die Einsamkeit mit Gelassenheit und vielleicht sogar mit stillem Glück als ein Geschenk Gottes an:

„Schön wär's, noch einmal in die Welt zu reisen,
 Noch einmal zu flanieren in den Gassen,
 Noch einmal eine richtige Mahlzeit speisen,
 Noch einmal sich zur Liebe locken lassen!

Doch käme alles dieses auch nicht wieder,
 Mir ist noch immer vielerlei geblieben:
 Mozart und Bach, Chopin und Schubertlieder,
 Blumen betrachten, träumen, Dichter lieben.

Erlischt auch dieses zarte Glück der Sinne,
 So bitt ich Gott, daß ich mein welkes Leben
 In seines Wesens Urlicht mag ergeben
 Und nie vergessen: mir auch wohnt er inne.“

So haben denn die zwei Seiten seines Wesens, von denen Hesse spricht, denselben Ursprung: Seine Einsamkeit, die Unfähigkeit, sich den Menschen leicht und gut gefühlsmäßig anzupassen. Die eine Seite zeigt diese Einsamkeit, die andere zeigt die aussichtslosen Versuche, ihr zu entinnen. Aus dieser Einsamkeit haben wir Hesses Einstellung den Frauen gegenüber wenigstens teilweise verstanden und sie hat auch einen wesentlichen Teil an der Wirkung seines Werkes. Hesse gehört also ohne Zweifel dem schizothymen Kreis an. Wir können auch bei ihm von einer *Grundstimmung* im früher gekennzeichneten Sinn sprechen. Er selbst scheint sich (wie sich aus einem Gedicht des Bandes „Krisis“ entnehmen läßt), für schizophren zu halten. Doch können wir aus seinem Werk nirgends Anhaltspunkte für eine Schizophrenie finden.

Max Herrmann¹.

Auch Max Herrmann ist ein Einsamer, aber seine Einsamkeit ist von anderer Art. Diese Einsamkeit beherrscht sein Wesen, sie bedrückt ihn, er leidet ständig unter ihr. Er möchte ihr entfliehen, aber er weiß gleichzeitig, daß das unmöglich ist; und doch muß er es immer wieder versuchen. Man möchte diese Einsamkeit mit einem Stahlkäfig vergleichen, in den er eingeschlossen ist: Er sieht, daß es keinen Ausgang aus diesem Käfig gibt, trotzdem rüttelt er doch immer wieder an den Stäben oder versucht zwischen ihnen durchzuzuhüpfen. Manchmal freilich übermannt ihn die Verzweiflung, er bricht zusammen. Aber dann versucht er doch wieder, einen Ausgang zu finden. Nur ganz selten resigniert er und will sich in das Unvermeidliche fügen, freilich kaum jemals mit überlegener Ruhe. Meist spricht er von seiner Einsamkeit mit tiefem Leid:

¹ Die Gedichte sind z. T. in Büchern zusammengefaßt (*Ein kleines Leben*, Straßburg: Singer; *Das Buch Franziskus*, Berlin-Wilmersdorf: Meyer; *Porträte des Provinztheaters*, Berlin-Wilmersdorf: Meyer; *Sie und die Stadt*, Berlin: Fischer; *Empörung, Andacht, Ewigkeit*, München: K. Wolff; *Verbannung*, Berlin: Fischer; *Die Preisgabe*, Berlin: Die Schmiede; *Im Stern des Schmerzes*, Berlin: Die Schmiede), z. T. in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften erschienen.

„Meine Seele ist betrübt bis in den Tod,
niemals werd ich mehr von Herzen lachen können.
In der Mühle meiner Einsamkeit vermodern
muß die reiche Ernte.“

Jeder hat es besser, wenn er nur nicht so restlos allein sein muß. Ja, selbst die im Sommer verlassenen Villen,* die in den Ferien verlassenen Schulen mit dem Staub auf Bänken und Tafeln, die leeren Theatersäle und „die Furcht der lautlos starren Fenster“, haben es besser — denn sie sind nur für kurze Zeit weggelegt und vergessen. Auf ihn aber drückt die Qual,

„denn ich bin ein ganzes langes Leben
hilflos leergelassen und verschüttet,
keiner Seele darf ich Antwort geben,
keinem Lied im gleichen Echo schweben;
keine müde Schwester betten, keiner
Dürstenden den Krug zum Munde heben,
niemand, wär er noch so wüst zerrüttet,
der vor meinem Haus um Obdach bittet,
niemand, der mich „lieben Lehrer“ nennt.“

Dieses Alleinsein macht ihn in seiner eigenen Beurteilung wertlos.

„Denn ich bin weniger, als der
Nackten Fußes über Stoppeln geht,
Dem nirgends ein Haus steht,
Und trägt sein Schicksal schwer — — —

Denn ich bin weniger, als welche
Nachts in einem verdorrten Garten hocken,
Entsetzen hängt sich in ihre Locken,
Und Trauern tropft in ihre Kelche — — —

Denn ich bin so zerstört, bespien,
Daß ich mein Antlitz nicht sehen will,
Daß ich im Staub vergehen will
Und immer knien.“

Es ist bezeichnend, daß jene, mit denen er sich hier vergleicht, auch Einsame und Verlassene sind. Sie sieht er also als die Schlechtesten und Wertlosesten an.

Er will hinaus aus der Einsamkeit, er will „siegen“, das heißt: Menschen haben und ihnen nahe kommen. Aber er weiß, daß das nicht sein kann:

„Wir sind die Jungen:
Mit zukunftsarten, scham schwachen Knochen,
Von neuen, vernichtenden Stürmen zerbrochen,
Wund und zerrungen — — — —

Aber wir wollen ja siegen!
Wir wollen ja unsre Stimmen hören,
Wir wollen Seelen besitzen und Töchter betören
Und jemanden haben, an den wir uns schmiegen — — —

Doch wir sind stets allein!
 Wir haben auch niemand, mit dem wir sprechen,
 Wir werden uns in uns selbst zerbrechen —
 Es muß wohl so sein!“

Er versucht, sich beim Wein zu betäuben, geht in Kneipen, starrt in „flache Mädchengesichter“, aber alles ist vergebens, denn „viel Menschen lachten dort im Licht — und ich blieb dennoch dunkel und allein —“ und was zurückbleibt ist die Scham. Er fühlt das Leben entgleiten, fühlt die Menschen fremd werden und weiß, daß er mit ihnen nichts mehr zu tun hat:

„Was hab ich noch mit euch zu tun:
 mit dir, du Frau, mit dir, du Mann;
 der ich mich selbst nicht trösten kann,
 vergrämt und grau
 muß fremd in fremden Bette ruhn.“

Wohl am tiefsten läßt uns das Gedicht „Klage“ die völlige Gefühlsfremdheit und -ferne von Welt und Menschen erkennen.

„Bin in der Welt, und bin doch nicht darin,
 der Wind der Zeiten geht über mich Gräslein hin,
 Akazienduft und Mühlenwassersang
 sind Wunder abseits meinem Einsamgang.
 Die Büsche grünen und blühen und tragen Frucht,
 doch mir grünt, blüht und reift nur Eifersucht,
 die liebste Stimme spricht an mir vorbei,
 dich anzublicken, ist fruchtlose Quälerei,
 kein Blick von mir trifft einen Blick, der ihn hält,
 keiner Frau meine Huldigung wohlgefällt,
 ich schwärme in den Nebel, ich knie ungesehen,
 wenn ich dicht neben dir stehe, kannst du mich nicht verstehn.
 Ein Hüglein trüb vergräbt mich trostlos stumm,
 mich übertönt im Garten der Bienen Gesumm,
 das Rot und Gelb der Blüten ist wirklicher hier
 und die geschminkte Frau und das Katzentier,
 als mein Leben, das schüchtern alles umwirbt
 und in Sehnsucht nur immer stirbt und stirbt,
 keine Nachbarn hat, kein Wand an Wand,
 unterm Fuß keine Furche wirkliches Land,
 eine Dornenhecke trennt es von Nachbars Klee,
 ich rufe mein Lied vergebens über den See:
 das Schiff bewegt sich, die Flut raunt ihr Einerlei,
 die Stimme des Windes flüstert an mir vorbei,
 ich will mich demütig in ihren Klang verwehn,
 ihre Silben über mein Feld als Schnitter gehn,
 vernichtet liegt alle Güte am andern Tag,
 und herzlos mäht jede Blüte der Sichelschlag,
 der Knecht fährt lachend die grausame Ernte ein;
 sprech ich ihn an, schleudert er einen Stein
 nach meiner hilflos bittenden Stimme hin.
 Bin in der Welt, und bin doch nicht darin!

Manchmal wird die Einsamkeit zur drückenden Unruhe:

„Ich schleiche schlapp, mich plagt die Angstneurose,
Und nichts frommt heut mir Bild, Musik und Buch.“

Dann wird alles Angst: Vor einem Gewitter drückt er sich in das Dunkel, bei jedem Peitschenschlag eines Kutschers zuckt er zusammen, als wäre er getroffen, jeder feindliche Blick läßt ihn zittern:

„Alle Dinge tun meinem Kopfe weh: Klappern am Buffet und des Ventilators Lärm — Taifun. Wie die Zeitung schmal ist und allzu klein: wär' so gern allein hinter einer Larve im Lokal! Essender Geschmatz, Winke, mir geschickt, wie ein Spitzel blickt, zielen feindlich feig nach meinem Platz. Des Klavieres Klang und der Kellner dreist lauernd und ein feist	böser Bürger — ach wie bin ich krank! Gänge sind Gefahr, Dolche stehn versteckt, und nach Giften schmeckt alles, und entsetzlich welkt mein Haar! Meine Stube schreit wie ein sterbend Kind. Alle Dinge sind Mörder! Und die Heimat liegt so weit! Alles ist verspielt — was verweil' ich noch? — Daß die Mutter doch meinen armen Kopf in ihrem lieben Schoße hielt!
--	--

Aus dem Bewußtsein dieser Einsamkeit entstehen Gefühle der Schwäche:

„Ich aber bin der Kleinsten Einer
Und der Geringste unter ihnen,
Und bin nicht wert, dir scheu zu dienen,
Denn so verscheucht, als ich, ist keiner,
Und jeder hat in seinen Mienen
Doch noch ein: Keuscher Ich und Reiner!

Ich aber bin ein Ding voll schlechten,
Verfuschten Schatten und Gerümpel
Und jeder Wollust toter Tümpel —
Der niedrigste von deinen Knechten
Ist neben mir ein stolzer Wimpel
Und prangt als Sonne der Gerechten!“

Jede Begegnung mit einem Anderen, einem „Starken“, wie z. B. den Besuch des „reichen Onkel Agrariers“, empfindet er als Qual, als Alpdruck. Er macht sich Vorwürfe wegen dieses Verhaltens, zeiht sich „feiger Selbstverleugnung“, aber das gibt ihm doch keine Stärke. Aus dieser Schwäche, aus dem Bewußtsein, immer zu den Beherrschten zu gehören, wächst die Sehnsucht, selbst zu herrschen:

„O Sehnsucht, etwas zu sein, auf Grüßen zu grasen,
Die tüppiger blühen, Ehren gefaßt zu empfangen,
Oft ein ergebnes Lächeln, einen dankbaren Blick zu erlangen,
Mit Hochmut und Überlegenheit Rauch in die Luft zu blasen.

Sich zu fühlen als einer, dem vieles erlaubt ist,
 Und der, manches Schicksal zu leiten, ein Recht hat,
 Der ein Herr heißt, Frauen, Krieger, Magd, Knecht hat,
 Dem jeder Wink gewährt und jede Glosse geglaubt ist.

Sich mit Reichtum vor jedes Recht zu rammen,
 Von allen geschützt werden, alles bereitet zu finden,
 Kränze verteilen zu dürfen und Hände binden,
 Und von langen Geschlechtern voll Adel und Achtung stammen —

Aus dem Wissen um das Einsamsein entsteht nun die Überzeugung vom Gegensatz zwischen dem eigenen Wesen und dem der Anderen. Und auch Herrmann sieht — gerade so wie Haringer und Hesse — in den Anderen zunächst die soliden, spießerischen Bürger, die ihn, den Einsamen, Ungeschickten mit ihrem Haß verfolgen. Er, der Dichter, denkt der „vielen Bürger, die ihn hassen“.

„Mißtrauisch schielt der Wirt nach ihm. Ein Gast
 Hetzt höhnend seine Freunde auf und stiert.
 Die scheelen Frauen tuscheln unter sich —“.

Er fühlt sich eins mit den heimatlos Umherirrenden, den Zirkusleuten. Unter ihnen, in der Zirkusluft werden die Bürger zu Schwärmern und die Bürgersfrauen duften wie Dirnen. Sie selber aber, die Heimatlosen „haben Häuser, Hof und Heimat gern“. An Herbstabenden irrt er umher, voll neidischer Sehnsucht nach Heimat und Ruhe:

„O der gedämpfte Schein aus Schenkenstuben,
 Mit Wärme, Frieden und Geborgensein!
 O Dach der Feigheit — — — Und ich bin allein! —“

Oft gleicht er dem Zirkusdirektor, der, „ein Pascha seinem Lottervolke“ ist und sich den Anderen nur stolz im Flitterkleid zeigt, dem aber selbst sein eigenes, geliebtes Weib fernbleibt, denn sie

„weiß von jenem nichts, der frierend irrt
 um heimatliche Häuser und um Lichter
 in einer stillen Stube und ihn hungert
 nach einem Gruß und friedlicher Gesichter
 wohlthuend Einverständnis . . .“

Aber ob er die soliden Bürger um ihr Glück bei Herd und Hof beneidet, ob er sie wegen ihres Selbstbehagens und wohl auch wegen ihrer Plumpheit verhöhnt, immer weiß er, daß es keinen Weg aus seiner Einsamkeit in die Bürgerlichkeit gibt. Auch hier gleicht er dem Zirkusdirektor, zu dem der sehr alte Clown spricht:

„Jacques, du reifst und trägst die vielen Orden
 Und wähnst dich bürgerlich gebettet —
 Wie sind wir voreinst bespicien worden:
 Unser Hassen hungerte nach Morden! —
 Doch jetzt fühlst du dich ins Recht gerettet.

Titel töten deine Bitternisse —
Aber nur vor Tieren kannst du täuschen,
In der Seele sind Gewissensbisse —
Lächelnd nimmst du alle Hindernisse,
Aber Reue schreckt nach allen Räuschen!

Trug sind die tyrannischen Gebärden —
Die dich schmückten, müssen dich verachten.
Unser bleibst du: Räuber! Immer werden
Nächte unser Glück mit Zelt und Pferden
Und die schimmernden Manegeschlachten!“

Aber dennoch sehnt er sich nach den Menschen, sehnt sich nach einem freundlichen Wort, ist glücklich über einen höflichen Satz, den ihm ein Fremder im Vorübergehen zuwirft, ein Echo, das Entrüstung oder Freude mit ihm teilt, wird ihm zum Wunder, und selbst wenn ein Fremder seinen Hund streichelt, ist er schon zufrieden. Das alles ist die Folge der Angst vor dem Alleinsein.

Diese Angst reicht weit zurück, bis tief in die Kinderzeit. Auch die Erinnerung an diese ist für Herrmann — im Gegensatz zu Haringer und zu Hesse — leidvoll: Schon damals war er den Menschen fremd:

„Und plötzlich kommt aus meinen Kindertagen
Das Tragische, wenn ich in Winkel floh,
Und dann die andern Stimmen, plapperfroh,
Verzerrt mir klangen, fremd und wie verschlagen.“

Auch die Erinnerung an den Vater ist schwer und wie ein Alpdruck:

„Der Mutter Atem lockt mich schwer —
Meines Vaters Schatten hinkt vor mir her . . .
Meines Vaters Schatten ist scheel und schief —
Meiner Mutter Hohn verheert mich tief.
Wie Peitschenschlag fühl ich ihn fallen —
Meines Vaters Fäuste sich bitter ballen . . .
Mein Vater legt lauernd eine Last
Auf meine Seele, die ihn haßt.
Meine Mutter läßt mich im Dunkel schmachten,
Seit ihre Augen zum Mann mich machten.
Ihr Atem lockt mich, schwül und schwer —
Meines Vaters Schatten hinkt vor mir her . . .

Der psychoanalytisch geschulte Leser wird in diesem Gedicht natürlich eine Illustration zum Ödipuskomplex sehen. Doch soll uns diese Frage hier nicht beschäftigen. Uns ist dieses Gedicht wichtig, weil es uns zeigt, daß der Dichter schon in seiner frühen Jugend nicht fähig war, in einen naiven und selbstverständlichen Kontakt selbst mit seinen Eltern zu treten. Unlusterfüllte Kindheitserinnerungen haben gewiß viele, auch anders geartete Menschen. Bei Herrmann aber finden wir nur solche.

Eine sehr große Rolle in Herrmanns Werk spielt die Frau. Der Gedichtband „Sie und die Stadt“, ist, obwohl ein Jugendwerk, zum Verständnis von Herrmanns Persönlichkeit von allergrößter Bedeutung; seine Einstellung den Menschen gegenüber hat sich seit damals nicht wesentlich geändert. Dieser Band aber ist ein Lied der Liebe. Die Liebe Herrmanns kennt keine Erfüllung, sie bleibt immer Sehnsucht, sie bleibt immer vom Wissen getragen, daß es keinen Weg gibt von Mensch zu Mensch:

„Jede Liebe ist voll Einsamkeit,

 Alles, was der Mensch zum Menschen spricht,
 ist noch tiefer als Schweigen und Totsein stumm.“

Wenn wir diese Zeilen lesen, so werden wir in geradezu erstaunlicher Weise an Haringer erinnert, der seine tiefe Einsamkeit auch mit dem Totsein verglichen hat und dem sie das Leben auch mehr zu entfremden schien, als der Tod („Ich bin fast schon töter noch wie tot“).

Die Liebe von Max Herrmann ist unglücklich und muß unglücklich bleiben, das Glück der Erfüllung ist ihr versagt. Denn selbst in der Vereinigung mit der Geliebten bleibt eine Fremdheit des Gefühls zurück, weil sein Gefühl mit dem der geliebten Frau nicht in harmonischem Zusammenklang schwingen kann; er kann sich ihr nicht ganz hingeben und bleibt in seinem Gefühl allein. Noch nach der Vereinigung mit der Geliebten heißt es:

„Und meine Spenden durften dich nicht laben,
 Und unberührt blieb mir mein Kelch zurück,
 Und mir im Schoß, verschmäht, verderben alle Gaben,
 Die ich dir sammelte, und alles dir bestimmte Glück. —
 Und ach, dein Träumen sucht nach fremden Festen . . .
 Ich bin allein mit meinen Wehmutsgesten!“

Aber er weiß, daß diese Unmöglichkeit, mit der Geliebten ganz einig zu werden, ein Mangel ist, und daß dieser Mangel in seinem Wesen liegt. Er weiß auch, daß andere diesen Mangel nicht haben, und so preist er jenen, den „du jetzt mehr liebst, als mich“.

„Er muß wohl schön sein und tapfer und gut,
 Blühender rauscht wohl sein junges Blut,
 Als mein welkes fließt, das dich bebend umfängt . . .“

Er weiß, daß zwischen ihm und dem Anderen ein Gegensatz besteht, der im Wesen liegt. Dort ist der Andere: naiv, kindlich, furchtlos, kräftig; er nimmt die Dinge mit Selbstverständlichkeit, er ist innerlich stark, in sich gefestigt, und kann daher auch kalt über seine Widersacher hinweggehen, er kann Freunde haben, doch braucht er sie nicht. Hier aber ist er, der dunkle, gequälte Dichter, der niemanden hat, weil er niemanden zu nehmen weiß, der schwach ist und Anlehnung braucht,

aber eine ganze Welt gegen sich hat, der, weil die Menschen sich ihm versagen, einen Hund braucht, daß er ihm Freund und Stütze sei. Der Andere ist schön:

„Er ist einer von den Blondgelockten, Reinen,
Deren Sinn noch nicht die Brunst verwirrte,
Der noch nicht zu Dirnen sich verirrt
In verlornen Nächten, und sein Weinen
Klingt wie Kinderweinen und hell sein Lachen,
Furchtlos blickt er, wie der Ritter mit dem Drachen,
Und ein Lilienfeld blüht morgens sein Erwachen.
Wenn er bittet, kann er seine Hände falten
Wie sehr junge Mönche, aber wenn er zornig ist, so halten
Sie den Stab ganz stolz, und marmorn strahlt sein Antlitz im Erkalten.
.....

Er ist noch sehr jung, er kann noch warten.
Er hat keine Visionen und Fratzengesichter,
Wenn er schläft, schläft er ganz ruhig wie ein Jäger
Im Waldesschatten. Er ist ein Mann!“

Gegen ihn kann der Dichter, der einsame, gequälte Schwächling, nicht bestehen:

„Was sind meine schwachen
Wehen, welken Hände, meine alten,
Welk von jeder Wollust, greis von jeder Pein . . . —
.....
aber ich bin ein zerstörter Dichter,
Ich bin der Sünder, der Kreuzesträger,
Ich bin der Matteste der Matten.“

Im Bewußtsein seiner Schwäche wird seine Liebe eine selbstquälende: Da ihm die Unbeschwertheit fehlt, die Selbstverständlichkeit im Erfassen der Geliebten, meint er nun, nichts zu haben, was ihrer würdig wäre, nichts, womit er sie halten könnte:

„Und ich hab nichts, was ich dir sagen kann,
Und keinen
Zauber oder Bann,
Du Licht aus Osten,
Dich wieder scheinen zu lassen über meinen Gebeten!“

Wenn er ihr alles gibt, was er besitzt, ist das immer noch zu wenig, und schon, daß er sie liebt, heißt zuviel von ihr verlangen. Diese Selbstquälerei wird ihm manchmal beinahe zur Lust: Er will ein Spielzeug der letzten Launen seiner Geliebten sein, alle Lasten will er für sie tragen und will, daß die Müdigkeit, die ihr andere gebracht haben, bei ihm Ruhe findet. Er weiß sich „so zertreten, daß du recht tust, wenn du mich ganz vergißt“. Selbst den anderen Mann, dem ihre Liebe gehört, muß er auch lieben und

„Deine Tränen noch, die um andre fließen,
Können einen Himmel mir erschließen.“

Auch hier, bei Max Herrmann, finden wir also die gleiche Grundstimmung wie bei Haringer und Hesse. Seine Einsamkeit, sein Unvermögen, sich mit seinem Gefühl der Umwelt anzupassen, sind bestimmend für sein Wesen und sein Werk. Sie formen auch seine Liebe in entscheidender Weise. Seine Zugehörigkeit zum schizothymen Kreis ist sicher.

Über die Beziehungen zwischen Schizothymie (bzw. Schizophrenie) und lyrischem Schaffen.

Haringer, Hesse und Herrmann haben also vor allem die Grundstimmung gemeinsam. Wir haben diese Grundstimmung definiert als das Gefühl des Einsamseins, die Unfähigkeit zum naiven, selbstverständlichen Erfassen der Umgebung, die Unmöglichkeit, harmonisch mit den anderen Menschen mitzuklingen. Ich glaube aber, daß in bezug auf diese Grundstimmung doch ein wesentlicher Unterschied zwischen Haringer einerseits, Hesse und Herrmann andererseits besteht. Bei Haringer haben wir nämlich sehen können, daß diese Grundstimmung das Gemüt einerseits in seiner nicht inhaltserfüllten Zuständigkeit ergreift, andererseits in seiner Einstellung zu den Inhalten. Bei Hesse und Herrmann können wir nun diese Grundstimmung nur in bezug auf die Inhalte finden. Äußerungen wie die früher zitierten von Haringer („Mein Herz mag schon lange nicht mehr! Kann nimmer lustig, kann nimmer traurig sein“), welche zeigen, daß diese Grundstimmung auch die nicht inhaltserfüllte Zuständigkeit des Gemütes ergriffen hat, können wir weder bei Hesse noch bei Herrmann finden. Auch die Ichstörung, die uns bei Haringer manchmal in so ergreifender Weise entgegentritt, kommt bei den beiden anderen Lyrikern nicht vor. Habe ich mich früher — in Anlehnung an *Gruhle* — nachzuweisen bemüht, daß diese Grundstimmung und die Ichstörung in engem Zusammenhang stehen, so möchte ich hier meiner Überzeugung Ausdruck geben, daß diese Grundstimmung „das erste persönliche Bewußtwerden“ der Ichstörung nur insofern ist, als man das Ergriffensein des Gemütes in seiner nicht inhaltserfüllten Zuständigkeit im Auge hat. Die schwerste Störung der Einstellung zu den Inhalten aber kann — nach meiner Überzeugung — nie zur Ichstörung führen. Diese Ansicht ist natürlich noch schwerer zu beweisen, als der Zusammenhang zwischen Grundstimmung und Ichstörung überhaupt.

Wir haben an den Gedichten Haringers gesehen, daß die im Wesen des Dichters begründete, unentrinnbare Einsamkeit eine der Wurzeln der Wirkung dieser Gedichte ist. Wir haben die gleiche Einsamkeit bei Hesse und Herrmann gefunden, auch hier im Wesen begründet und daher unentrinnbar. So können wir uns denn nicht der Überzeugung verschließen, daß die den Menschen des schizothymen Kreises eigene Grund-

stimmung bei den Lyrikern dieses Kreises Teil hat an der Wirkung ihrer Gedichte¹.

Die Einsamkeit hat uns auch andere Züge im Wesen dieser Lyriker verständlich gemacht. Das Bewußtsein, einsam zu sein, mit den Anderen keinen Kontakt finden zu können, also anders zu sein als die Mehrzahl, beeinflußt wesentlich die Beurteilung des eigenen Wertes, und zwar — in Abhängigkeit von zahlreichen wechselnden Momenten, wie augenblickliche Stimmungslage, vorangegangene Erlebnisse usw.—, wechselnd sowohl im Sinn einer Über- wie in dem einer Unterbewertung. Wir haben bei den drei untersuchten Lyrikern eine eigenartige Mischung von Gefühlen der Minderwertigkeit mit solchen des Stolzes kennengelernt. Dieser Stolz aber ist nicht ein solcher, der lustvoll erlebt wird und in sich selbst Genüge findet; es ist vielmehr ein sich Durchringen vom Verlassensein-müssen zum Verlassensein-dürfen. Darum wirkt er noch in seinen höchsten Graden nie abstoßend und hat immer etwas Hilflos-rührendes.

Ebenfalls aus dieser Grundstimmung haben wir die Einstellung zur eigenen Kindheit verstanden: Damals, in der Kindheit, war die Verlassenheit, die Unfähigkeit, mit den Menschen harmonisch zusammenzuklingen, noch nicht da, die jetzt als ein unentrinnbares Schicksal vorhanden ist. Die Sehnsucht nach der Kindheit ist daher der Traum von einem für immer unerfüllbaren Glück. Hier müssen wir aber einen Unterschied zwischen Haringer und Hesse einerseits, Herrmann andererseits machen. Das Gesagte gilt nämlich nur für jene; für Hermann ist die Erinnerung an der Kindheit durchaus unlustbetont. Ich glaube, daß dies keinen anderen Grund haben kann, als das zeitlich viel frühere Einsetzen der beschriebenen Grundstimmung bei Herrmann. Diese Auffassung legen uns die Dichter selbst nahe: Bei Hesse können wir aus manchen Schilderungen von Erlebnissen der Jugendzeit sehen, daß er ein recht geselliges Kind war — geselliger wenigstens als später —, und bei Haringer können wir das gleiche vermuten aus manchen Andeutungen über Knabenstreiche, die mit Spielkameraden ausgeführt worden sind. Herrmann aber war — wie sich aus einigen früher zitierten Versen schließen läßt —, schon als Kind einsam und abseitig.

Auch in der Liebe zeigt sich etwas allen drei Dichtern Gemeinsames. Vor allem fehlt zu der Einstellung zur geliebten Frau — genau so wie in der Einstellung zu den Menschen überhaupt —, die Naivität, die Selbstverständlichkeit der Beziehung; niemals finden sie leicht eine Beziehung zum geliebten Wesen, jeder Schritt der Annäherung muß erst mühsam

¹ Der in dieser Beziehung bestehende Unterschied zwischen Haringer einerseits, Hesse und Herrmann andererseits, der oben auseinandergesetzt wurde, führt natürlich wieder zur Frage, ob bei Haringer nur die schizothymen Merkmale in dieser Beziehung stärker zum Vorschein kommen, oder ob hier etwas Neues, eben das Krankhafte, hinzukommt. Doch hat das — wie schon früher auseinandergesetzt wurde —, nur wenig mit den uns hier beschäftigenden Fragen zu tun.

erkämpft werden. Dazu kommt eine genaue und zum Teil sehr bewußte Trennung zwischen körperlicher und „seelischer“ Liebe. Diese Trennung wird am schärfsten und am bewußtesten von Hesse durchgeführt. Für ihn ist es ein ganz wesentlicher Unterschied, ob er „von Weibern heiß und nackt“ und „von verliebten Nächten“ träumt, oder von einer Liebe. Weniger deutlich und weniger bewußt finden wir diese Trennung aber auch bei Haringer und bei Herrmann. Die Unterscheidung von Liebe auf der einen, körperlichem Verlangen auf der anderen Seite, führt, zusammen mit der im Gefühl immer bestehenden Ferne und Unerreichbarkeit der Geliebten, zu einer Idealisierung und Verherrlichung dieser und der Liebe überhaupt. Schon lieben zu dürfen, erscheint als ein Verdienst:

Hesse sagt:

„Mir träumt von einer Liebe sogar,
Einer schweisgsam schönen und reinen,
Wie jene erste, heilige war,
Und ich kann noch um sie weinen.“

Dieser Liebe gegenüber ist die Geschlechtlichkeit etwas vollkommen anderes, das von den einzelnen Lyrikern zu verschiedenen Zeiten verschieden angesehen wird, aber jedenfalls nie etwas mit Liebe zu tun hat¹. Die Einstellung zur Liebe und zur Geliebten spiegelt sich natürlich im Werk dieser Lyriker wieder. Und daß die Liebe hier als etwas Fernes erscheint, als etwas, dem man nachstreben, um das man ringen, aber das man niemals erreichen kann, gibt diesen Liebesgedichten etwas Wehes und Rührendes.

Die schizothyme Grundstimmung bewirkt auch einen weiteren gemeinsamen Zug bei diesen Lyrikern: Das Ich als vorwiegenden oder ausschließlichen Inhalt ihres Schaffens². Es ist immer das eigene Leid, das eigene Glück, das eigene Fühlen, das wiedergegeben wird —, wobei es natürlich gleichgültig ist, ob die Ichform gewahrt wird oder nicht. Diese Lyriker sind nicht imstande, sich als einen Teil unter Teilen zu fühlen, und dabei jedem Teil die gleiche Wertigkeit zukommen zu lassen. Fremdes Fühlen können sie höchstens intellektuell erfassen.

Auch hier sieht Hesse klar, wenn er sagt:

„Ich möchte wohl, wie große Dichter tun,
Einmal auf hellen, mühelosen Schwingen
Im Höhenglanz der reinen Schönheit ruhn
Und mit Genossen um die Palme ringen.
Allein ich weiß — ein solcher bin ich nicht,
Nicht Einer, der mit lächelnden Gebärden
Sich helle Kränze um die Schläfe flicht.“

¹ Ich halte diese (gefühlsmäßig bedingte) Einstellung zur Liebe für eine bei Schizothymen weitverbreitete Erscheinung.

² Kretschmer hat über die Antithese von Ich und Außenwelt als Inhalt des schizothymen Schaffens viel Wichtiges gesagt.

Es wäre freilich unrichtig, wollte man glauben, daß diese Dichter nicht über eine egozentrische Weltbetrachtung hinauskommen können. Sie können sich gewiß ein Weltbild schaffen, in welchem sie ein Teil unter Teilen sind, und welches sie aufgehen läßt in der Natur, in den Dingen, im All. Auch hier ist wieder das Weltbild Hesses ein Beispiel. Aber sie können das nicht, sobald auch der andere Mensch daran teilnehmen soll, nicht als abstrakter Begriff, sondern in direkter, persönlicher Beziehung. Zu dieser sind sie eben nicht fähig.

Zum Schluß müssen wir uns die Frage vorlegen, ob die Wirkung der *schizophrenen Kunst* lediglich auf der *Schizothymie* beruht, also auf jenen Merkmalen, die dem ganzen charakterologischen Kreis, dem ganzen Biotypus eigen sind, oder ob dort etwas Besonderes hinzukommt, etwas spezifisch Schizophrenes. Sehen wir in der schizothymen Grundstimmung jenes Merkmal, das am stärksten die psychologische Gemeinsamkeit des normalen und des kranken (schizophrenen) Schizothymen zeigt, so werden wir die Wirkung der schizophrenen Kunst ihrer Schizothymie zuschreiben. Freilich könnte man sich hier die Frage stellen, ob nicht etwa die schizothyme Grundstimmung als krankhaft, eben als schizophren anzusehen ist, sobald sie das Gemüt nicht nur in seiner Einstellung zu den Inhalten, sondern auch in seiner nicht inhaltserfüllten Zuständlichkeit ergreift. All diese Fragen könnten aber erst dann beantwortet werden, wenn die Grenzen zwischen Schizodie und Schizophrenie ganz scharf gezogen werden könnten, wenn man also sagen könnte, bis zu diesem Punkt ist der Schizothyme normal, an diesem Punkt fängt er an, krank zu werden. Daß aber eine solche Grenzziehung der Natur Gewalt antäte, würde sich nirgends klarer zeigen als bei der Beurteilung künstlerischen Schaffens.

(Dr. Robert Flinker, Cernauti-Rumänien.)